

AUFTRAG



HEFT 289 – MÄRZ 2013

53. JAHRGANG



- Friedensbotschaft des Papstes
- Christenverfolgung
- Kai-Uwe von Hassel zum 100. Geburtstag
- Militärethik — international (Teil 3)
- Interviews mit: Rainer Kardinal Woelki
Prof. P. Peter Gumpel SJ
- Revolution der Kriegsführung?
- Kamingespräch mit: Miloslav Kardinal Vlk
Bischof (em) J. Wanke

GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

www.katholische-soldaten.de

EDITORIAL 3

SEITE DES BUNDESVORSITZENDEN 4

SEITE GEISTLICHER BEIRAT 5

SICHERHEIT UND FRIEDENSETHIK

Selig, die Frieden stiften
Friedensbotschaft 2013 6

Internationaler Soldatengottesdienst
von Bertram Bastian 10

Militäretik Polen
von Ruth Nobis 12

Militäretik Spanien
von Dieter Stenzel 13

Revolution der Kriegsführung?
von Bertram Bastian 16

Gemeinsame Erklärung der Bischöfe
F.-J. Overbeck und S. Ackermann 18

GESELLSCHAFT NAH UND FERN

Todesstrafe für Bibelbesitzer
Bericht über Christenverfolgung
von Carl-H Pierk 20

BILD DES SOLDATEN

Gebirgsjäger feiern Stallweihnacht
GebJgBrig 23 22

RELIGION UND GESELLSCHAFT

„heutige Probleme der Gesellschaft und Kirche“
Interview mit Kardinal Woelki
von Bertram Bastian 23

Soziales Engagement im Geiste des
heiligen Franz von Sales
Seligsprechung von Louis Brisson 26

BLICK IN DIE GESCHICHTE

Interview mit Pater Gumpel
von Philipp Weber 28

Kai Uwe von Hassel
zum 100. Geburtstag
von Dieter Kilian 36

KIRCHE UNTER SOLDATEN

Empfang des Militärgeneralvikars
Übergabe des zweiten Teils Chronik GKS 46

AUS BEREICHEN, STANDORTEN UND GKS

GKS KREIS KÖLN-WAHN

Friedenslicht 47

GKS-BEREICH WEST

BAK II/2012 47

GKS-KREIS UNIBW MÜNCHEN

Katholische Kirche im Sozialismus
Kamingespräch in Neubiberg
von Bertram Bastian 49

BUCHBESPRECHUNG: 27, 46

KURZ BERICHTET: 21, 25, 35

TERMINE 51

IMPRESSUM 52



Titelbild: Während des Jahresempfanges des Militärgeneralvikars für das organisierte Laienapostolat übergab der Bundesvorsitzende Oberstlt i.G. Rüdiger Attermeyer (links) den neu erschienenen Band 2 der Chronik der GKS an den Apostolischen Protonotar Walter Wakenhut. (Foto: Bertram Bastian)

Jahres-CD mit den Jahrgängen 2000-2012 Heft 238-288

(Heft 238 bis 251 nur Titelseiten und Inhaltsverzeichnisse)

Erklärung des Vorsitzenden der Deutschen Kommission Justitia et Pax und des Katholischen Militärbischofs ist in diesem Teil der Berichterstattung abgedruckt.

Zum Abschluss der Arbeit von Philipp Weber über das Leben von Eugenio Pacelli bis 1939 ist das Zeitzeugeninterview mit Professor Pater Peter Gumpel SJ, dem Relator im Seligsprechungsprozess von Pius XII. abgedruckt. Danach erinnert Dieter Kilian an den ehemaligen Verteidigungsminister Kai Uwe von Hassel, dessen 100. Geburtstag den Anlass gab.

Außerhalb dieser Berichterstattung möchte ich an zwei Termine erinnern, die dieses Jahr

Höhepunkte darstellen: die Salzburger Hochschulwochen vom Montag, den 29.07.2013 bis Sonntag, den 4.08.2013 und vor allem die GKS-Akademie Oberst Korn, die in Zusammenarbeit mit dem Bonifatiushaus in Fulda vom Montag, den 4.11.2013 bis Freitag, den 8.11.2013 stattfinden wird.

Für die Lektüre dieses Heftes wünsche ich Ihnen in der Osterzeit die notwendige Muße, freuen Sie sich und Ihre Lieben über dieses christliche Hochfest, das wünscht Ihnen



editorial:

Liebe Leserschaft,

wie in jedem Jahr beginnt der AUFTRAG mit der Friedensbotschaft des Papstes, bevor die Reihe über die Militärethik in den verschiedenen Staaten mit Polen und Spanien fortgesetzt wird.

Die Debatte über die Beschaffung von bewaffneten Drohnen ist lebhaft und vielfältig. Das Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften (zebis) hat eine Podiumsveranstaltung in Dresden durchgeführt, der Bundesvorsitzende und der Chefredakteur waren unter den Zuhörern. Die gemeinsame

Zur Sache: Neue Drohnen für die Bundeswehr?

Schon seit etlichen Wochen sind die Überlegungen zur Ausrüstung der Bundeswehr mit Drohnen, die auch Waffen einsetzen können in der öffentlichen Diskussion – zumindest in interessierten Kreisen. Dabei gehen die Argumente nach meiner Einschätzung oft durcheinander, weil verschiedene Aspekte unzulässig vermisch werden.

Zunächst einmal sind bewaffnete Drohnen, und nur um diese neue Qualität scheint es zu gehen, ein Waffensystem, das neue Möglichkeiten eröffnet. Diese fachlich zu bewerten ist Sache der Fachleute, z.B. in der Luftwaffe. Dass diese Waffensysteme einer spezifischen ethischen Bewertung zu unterziehen sind, haben sie mit allen anderen Waffensystemen gemein. Es ist gut, dass diese Überlegungen schon vor der Beschaffung ins Bewusstsein gebracht werden. Dabei ist aus meiner Sicht unbedingt der Zusammenhang der „Hardware“ mit den Einsatzverfahren und –strukturen sowie anderen Einflussfaktoren darzustellen.

Gerade vor diesem Hintergrund geht die Verbindung des Rüstungsvorhabens mit der geübten Praxis des „targeted killing“ völlig an den realen Bedingungen in der Bundesrepublik Deutschland vorbei. Ich habe keinerlei Zweifel, dass auch eine Kampfdrohne ausschließlich in den Streitkräften und im Rahmen eines auf völkerrechtlicher Basis gefassten Bundestagsbeschlusses eingesetzt werden wird. Das Thema „Gezielte Tötung“ muss daher aus der innerdeutschen Debatte herausgehalten werden.

In eine ethische Gesamtbewertung sollte meines Erachtens aber auf jeden Fall die Situation der Drohnenpiloten einbezogen werden. Hier sollten die internationalen Erfahrungen ausgewertet werden, denn die

Belastungen sind schon einzigartig. Diesen Aspekt angemessen zu berücksichtigen ist auch eine Forderung, die in die Kompetenz der GKS fällt.

Zur ethischen und belastungsbezogenen Bewertung müssen wir uns äußern, das verlangt unser Selbstverständnis, das ist unser Auftrag.



Am Auftrag der GKS wirken Viele an verschiedenen Stellen mit. Daher gibt es Last-but-not-least aus meiner Sicht noch eine Personalie anzusprechen, die die GKS in besonderer Weise betrifft. Getrieben durch die dienstliche Veränderung von Militärdekan Msgr. Johann Meyer wurde der GKS auf Bundesebene ein neuer Geistlicher Beirat zugeordnet. Diese Aufgabe hat mit Anfang November 2012 Militärdekan Bernd Schaller übernommen. Damit konnte hier die Kontinuität der Aufgabenwahrnehmung trotz vakantem Dienstposten im KMBA sichergestellt werden. Damit bleibt auch auf der Bundesebene sowohl die sachgerechte Schwerpunktsetzung auf die Aufgaben, die sich aus dem zweiten

Kapitel des Dekrets über das Laienapostolat „Apostolicam actuositatem“ des 2. Vatikanischen Konzils ergeben als auch die pastorale Begleitung garantiert. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit, die bereits konstruktiv angelaufen ist. Ich bin sicher, dass wir damit wieder einen Begleiter haben, dem die Zusammenarbeit mit dem Verband an der gemeinsamen Sache wirklich am Herzen liegt.

*Rüdiger Attermeyer, OTL i.G.
Bundesvorsitzender der
Gemeinschaft Katholischer Soldaten*

„Leben ist das, was passiert, während du eifrig dabei bist, andere Pläne zu machen.“

Diese Deutung von John Lennon ist bewusst an den Anfang der „Seite des Geistlichen Beirates“ gestellt, da sie sich mit der Lebenswirklichkeit, wie wir sie immer wieder erleben, deckt.

Als ich 2011 an der „Woche der Begegnung“ in Untermarchtal, an der GKS-Akademie „Oberst Dr. Helmut Korn“ und an der „Woche der Begegnung 2012 in Berlin jeweils als Gast teilnehmen durfte, ahnte ich noch nicht, dass ich eines Tages die Aufgabe des Geistlichen Beirates in der Gemeinschaft Katholischer Soldaten auf Bundesebene übernehmen würde. Nun habe ich bei vielen Begegnungen und Gesprächen erleben dürfen, wie mich diese Gemeinschaft auf- und annimmt, mit der ich auf dem Weg durch die Zeit und das Leben unterwegs sein darf als Begleiter bei dem „was passiert“.

Während diese Zeilen entstehen, ereignet sich sowohl in der Kirche als auch in der Welt vieles, was uns als Gemeinschaft Katholischer Soldaten als Menschen und besonders als Christen gleichermaßen betrifft:

Die Katholische Kirche erlebt mit Papst Benedikt XVI. den ersten freiwilligen Rücktritt eines Papstes in der Neuzeit. Hier wird ein neues Kapitel in der Kirchen- und Weltgeschichte aufgeschlagen, dessen Fortsetzung sicher nicht nur innerhalb der Katholischen Kirche ganz neue Dimensionen zeigen wird. Hier zeigt sich auf ganz spezielle Weise die Richtigkeit des eingangs genannten Zitats.

Während Sie diese Ausgabe in Händen halten, wird gerade ein neuer Papst gewählt, bzw. ist vielleicht seit kurzem im Amt, der sowohl innerhalb der Kirche als auch in seiner Wahrnehmung in der Welt auf nahezu allen Feldern des Lebens, wo etwas „passiert“, als „Brückenbauer“ gefragt sein wird.

Während wir alle erleben, dass in manchen Ländern politische Mehrheiten sich ändern oder nicht zu-

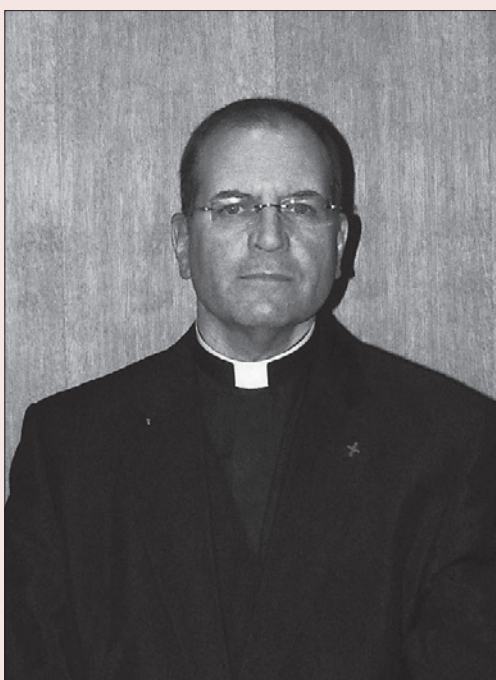
stande kommen, die Fragen über unterschiedliche Lebensformen gerade in Parteien für reichlich Gesprächsstoff sorgen, der Berliner Flughafen und „Stuttgart 21“ nicht aus den Schlagzeilen kommen, erleben Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr ganz konkret und hautnah, wie Leben plötzlich Planungen durcheinander

bringen kann und wie schnell weit weg geglaubtes ganz präsent sein kann. So erbringen unsere Frauen und Männer nicht nur in den bisherigen Einsatzländern ihren Dienst, sondern stehen gerade in diesen Tagen und Wochen in der Operation „ACTIVE FENCE TURKEY“ (AF TUR) in der Türkei und in der Unterstützung der militärischen Mission der afrikanischen Staatengemeinschaft ECOWAS im nordafrikanischen Mali unter oft großen persönlichen Einschränkungen für Frieden, Gerechtigkeit und Menschenwürde zur Verfügung. In einer Jahreszeit, in der die meisten von uns sich an der neu erwachenden Natur und dem Osterfest mit all seinen positiven Begleiterscheinungen er-

freuen, erleben Kameradinnen und Kameraden, wie nahe Leid und Tod, Freude und Leben miteinander verbunden sind. Dies ist keine Selbstverständlichkeit, sondern gelebte Nächstenliebe und Engagement für Zukunftsperspektive der Menschenfamilie, unabhängig von Rasse, Stand oder Weltanschauung.

Leben erwächst für uns Christen gerade auch aus der Tatsache, dass auf den dunklen Karfreitag der lichterfüllte Ostermorgen folgt. In diesem Sinn wünsche ich uns allen ein frohes und gesegnetes Osterfest, das uns auch und gerade dann Kraft gibt, wenn unser Leben sich anders ereignet, als wir es geplant haben.

Militärdekan Bernd F. Schaller,
Geistlicher Beirat



SELIG, DIE FRIEDEN STIFTEN

Botschaft Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. zur Feier des Weltfriedenstages 1. Januar 2013

1. Jedes neue Jahr bringt die Erwartung einer besseren Welt mit sich. In dieser Perspektive bitte ich Gott, den Vater der Menschheit, uns Eintracht und Frieden zu gewähren, damit für alle das Streben nach einem glücklichen, gedeihlichen Leben Erfüllung finden könne.

Fünfzig Jahre nach dem Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils, das eine Stärkung der Sendung der Kirche in der Welt ermöglicht hat, ist es ermutigend festzustellen, dass die Christen als Volk Gottes, das in Gemeinschaft mit Gott lebt und unter den Menschen unterwegs ist, sich in der Geschichte engagieren, indem sie Freude und Hoffnung, Trauer und Angst¹ teilen, das Heil Christi verkünden und den Frieden für alle fördern.

Unsere Zeit, die durch die Globalisierung mit ihren positiven wie negativen Aspekten und durch weiter andauernde blutige Konflikte und drohende Kriege gekennzeichnet ist, erfordert in der Tat einen erneuten und einhelligen Einsatz in dem Bemühen um das Gemeinwohl wie um die Entwicklung aller Menschen und des ganzen Menschen.

Alarmierend sind die Spannungen und Konfliktherde, deren Ursache in der zunehmenden Ungleichheit zwischen Reichen und Armen wie in der Dominanz einer egoistischen und individualistischen Mentalität liegen, die sich auch in einem unregelmäßigen Finanzkapitalismus ausdrückt. Außer den verschiedenen Formen von Terrorismus und internationaler Kriminalität sind für den Frieden jene Fundamentalismen und Fanatismen gefährlich, die das wahre Wesen der Religion verzerren, die ja berufen ist, die Gemeinschaft und die Versöhnung unter den Menschen zu fördern.

Und doch bezeugen die vielfältigen Werke des Friedens, an denen die Welt reich ist, die angeborene Berufung der Menschheit zum Frieden.

Jedem Menschen ist der Wunsch nach Frieden wesenseigen und deckt sich in gewisser Weise mit dem Wunsch nach einem erfüllten, glücklichen und gut verwirklichten Leben. Mit anderen Worten, der Wunsch nach Frieden entspricht einem grundlegenden moralischen Prinzip, d. h. dem Recht auf eine ganzheitliche, soziale, gemeinschaftliche Entwicklung mit den dazu gehörenden Pflichten, und das ist Teil des Planes Gottes für den Menschen. Der Mensch ist geschaffen für den Frieden, der ein Geschenk Gottes ist.

All das hat mich angeregt, für diese Botschaft von den Worten Jesu Christi auszugehen: »Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden« (Mt 5,9).

Die Seligpreisungen

2. Die von Jesus verkündeten Seligpreisungen (vgl. Mt 5,3-12; Lk 6,20-23) sind Verheißungen. In der biblischen Überlieferung stellen die Seligpreisungen nämlich ein literarisches Genus dar, das immer eine gute Nachricht, d. h. ein Evangelium enthält, das in einer Verheißung gipfelt. Die Seligpreisungen sind also nicht nur moralische Empfehlungen, deren Befolgung zu gegebener Zeit – die gewöhnlich im anderen Leben liegt – eine Belohnung bzw. eine Situation zukünftigen Glücks vorsieht. Die Seligkeit besteht vielmehr in der Erfüllung einer Verheißung, die an alle gerichtet ist, die sich von den Erfordernissen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe leiten lassen. Die auf Gott und seine Verheißungen vertrauen, erscheinen in den Augen der Welt häufig einfältig und realitätsfern. Nun, Jesus verkündet ihnen, dass sie nicht erst im anderen, sondern bereits in diesem Leben entdecken werden, dass sie Kinder Gottes sind und dass Gott ihnen gegenüber von jeher und für immer solidarisch ist. Sie werden verstehen, dass sie nicht allein sind, weil er auf der Seite derer steht, die sich für die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Liebe einsetzen. Jesus

offenbart die Liebe des Vaters; er zögert nicht, sich selbst hinzugeben und als Opfer darzubringen. Wenn man Jesus Christus, den Gottmenschen, aufnimmt, erfährt man die Freude an einem unermesslichen Geschenk: die Teilhabe am Leben Gottes selbst, das heißt das Leben der Gnade, Unterpfand eines vollkommen glücklichen Lebens. Jesus Christus schenkt uns im Besonderen den wahren Frieden, der aus der vertrauensvollen Begegnung des Menschen mit Gott hervorgeht.

Die Seligpreisung Jesu besagt, dass der Friede messianisches Geschenk und zugleich Ergebnis menschlichen Bemühens ist. Tatsächlich setzt der Friede einen auf die Transzendenz hin offenen Humanismus voraus. Er ist Frucht der wechselseitigen Gabe, einer gegenseitigen Bereicherung, dank dem Geschenk, das von Gott ausgeht und ermöglicht, mit den anderen und für die anderen zu leben. Die Ethik des Friedens ist eine Ethik der Gemeinschaft und des Teilens. Es ist also unerlässlich, dass die verschiedenen heutigen Kulturen Anthropologien und Ethiken überwinden, die auf rein subjektivistischen und pragmatischen theoretisch-praktischen Annahmen beruhen. Dadurch werden die Beziehungen des Zusammenlebens nach Kriterien der Macht oder des Profits ausgerichtet, die Mittel werden zum Zweck und umgekehrt, und die Kultur wie auch die Erziehung haben allein die Instrumente, die Technik und die Effizienz im Auge. Eine Voraussetzung für den Frieden ist die Entkräftung der Diktatur des Relativismus und der These einer völlig autonomen Moral, welche die Anerkennung eines von Gott in das Gewissen eines jeden Menschen eingeschriebenen, unabdingbaren natürlichen Sittengesetzes verhindert. Der Friede ist der Aufbau des Zusammenlebens unter rationalen und moralischen Gesichtspunkten auf einem Fundament, dessen Maßstab nicht vom Menschen, sondern von Gott geschaffen ist. „Der Herr gebe

¹ Vgl. II. Vatikanum, Pastoral-Konstitution über die Welt von heute *Gaudium et spes*, I.

Kraft seinem Volk. Der Herr segne sein Volk mit Frieden“, sagt Psalm 29 (vgl. V. 11).

Der Friede: Gabe Gottes und Frucht menschlichen Bemühens

3. Der Friede betrifft die Person in ihrer Ganzheit und impliziert die Einbeziehung des ganzen Menschen. Er ist Friede mit Gott, wenn man gemäß seinem Willen lebt. Er ist innerer Friede mit sich selbst, er ist äußerer Friede mit dem Nächsten und mit der gesamten Schöpfung. Wie der selige Johannes XXIII. in seiner Enzyklika *Pacem in terris* schrieb, deren Veröffentlichung sich in einigen Monaten zum fünfzigsten Mal jährt, bedingt der Friede hauptsächlich den Aufbau eines auf Wahrheit, Freiheit, Liebe und Gerechtigkeit gegründeten Zusammenlebens.²

Die Leugnung dessen, was die wahre Natur des Menschen ausmacht – in seinen wesentlichen Dimensionen, in der ihm innewohnenden Fähigkeit, das Wahre und das Gute, letztlich Gott selbst zu erkennen –, gefährdet den Aufbau des Friedens. Ohne die Wahrheit über den Menschen, die vom Schöpfer in sein Herz eingeschrieben ist, werden die Freiheit und die Liebe herabgewürdigt, und die Gerechtigkeit verliert die Basis für ihre praktische Anwendung. Um authentische Friedensstifter zu werden, ist zweierlei grundlegend: die Beachtung der transzendenten Dimension und das ständige Gespräch mit Gott, dem barmherzigen Vater, durch das man die Erlösung erfleht, die sein eingeborener Sohn uns erworben hat. So kann der Mensch jenen Keim der Trübung und der Verneinung des Friedens besiegen, der die Sünde in all ihren Formen ist: Egoismus und Gewalt, Habgier, Machtstreben und Herrschsucht, Intoleranz, Haß und ungerechte Strukturen.

Die Verwirklichung des Friedens hängt vor allem davon ab anzuerkennen, dass in Gott alle eine einzige Menschheitsfamilie bilden. Wie die Enzyklika *Pacem in terris* lehrte, ist diese durch zwischenmenschliche Beziehungen und durch Institutionen gegliedert, die von einem gemeinschaftlichen „Wir“ getragen und be-

lebt werden, das eine innere und äußere Sittenordnung einschließt, in der ehrlich – gemäß der Wahrheit und der Gerechtigkeit – die wechselseitigen Rechte und Pflichten anerkannt werden. Der Friede ist eine Ordnung, die belebt und ergänzt wird von der Liebe, so dass man die Nöte und Erfordernisse der anderen wie eigene empfindet, die anderen teilhaben lässt an den eigenen Gütern und die Gemeinschaft der geistigen Werte in der Welt eine immer weitere Verbreitung findet. Der Friede ist eine in Freiheit verwirklichte Ordnung, und zwar in einer Weise, die der Würde der Menschen angemessen ist, die aufgrund ihrer rationalen Natur die Verantwortung für ihr Tun übernehmen.³

Der Friede ist kein Traum, keine Utopie: Er ist möglich. Unsere Augen müssen mehr in die Tiefe schauen, unter die Oberfläche des äußeren Anscheins, um eine positive Wirklichkeit zu erblicken, die in den Herzen existiert. Denn jeder Mensch ist nach dem Bild Gottes erschaffen und dazu berufen, zu wachsen, indem er zum Aufbau einer neuen Welt beiträgt. Gott selber ist ja durch die Inkarnation seines Sohnes und durch die durch ihn erwirkte Erlösung in die Geschichte eingetreten, indem er eine neue Schöpfung erstehen ließ und einen neuen Bund zwischen Gott und den Menschen schloss (vgl. Jer 31,31-34) und uns so die Möglichkeit gegeben hat, »ein neues Herz« und »einen neuen Geist« (Ez 36,26) zu haben.

Eben deshalb ist die Kirche überzeugt, dass die Dringlichkeit besteht, Jesus Christus, den ersten und hauptsächlichsten Urheber der ganzheitlichen Entwicklung der Völker und auch des Friedens, neu zu verkünden. Jesus ist nämlich unser Friede, unsere Gerechtigkeit, unsere Versöhnung (vgl. Eph 2,14; 2 Kor 5,18). Friedensstifter im Sinne der Seligpreisung Jesu ist derjenige, der das Wohl des anderen sucht, das umfassende Wohl von Seele und Leib, heute und morgen.

Aus dieser Lehre kann man entnehmen, dass jeder Mensch und jede Gemeinschaft – religiösen wie zivilen Charakters, im Erziehungswesen wie in der Kultur – berufen ist, den

Frieden zu bewirken. Der Friede ist hauptsächlich die Verwirklichung des Gemeinwohls der verschiedenen Gesellschaften, auf primärer, mittlerer, nationaler, internationaler Ebene und weltweit. Genau deshalb kann man annehmen, dass die Wege zur Verwirklichung des Gemeinwohls auch die Wege sind, die beschritten werden müssen, um zum Frieden zu gelangen.

Friedensstifter sind diejenigen, die das Leben in seiner Ganzheit lieben, verteidigen und fördern

4. Ein Weg zur Verwirklichung des Gemeinwohls und des Friedens ist vor allem die Achtung vor dem menschlichen Leben, unter seinen vielfältigen Aspekten gesehen, von seiner Empfängnis an, in seiner Entwicklung und bis zu seinem natürlichen Ende. Wahre Friedensstifter sind also diejenigen, die das menschliche Leben in all seinen Dimensionen – der persönlichen, gemeinschaftlichen und der transzendenten – lieben, verteidigen und fördern. Das Leben in Fülle ist der Gipfel des Friedens. Wer den Frieden will, kann keine Angriffe und Verbrechen gegen das Leben dulden.

Wer den Wert des menschlichen Lebens nicht ausreichend würdigt und folglich zum Beispiel die Liberalisierung der Abtreibung unterstützt, macht sich vielleicht nicht klar, dass auf diese Weise die Verfolgung eines illusorischen Friedens vorgeschlagen wird. Die Flucht vor der Verantwortung, die den Menschen entwürdigt, und noch mehr die Tötung eines wehrlosen, unschuldigen Wesens, können niemals Glück oder Frieden schaffen. Wie kann man denn meinen, den Frieden, die ganzheitliche Entwicklung der Völker oder selbst den Umweltschutz zu verwirklichen, ohne dass das Recht der Schwächsten auf Leben – angefangen bei den Ungeborenen – geschützt wird? Jede dem Leben zugefügte Verletzung, besonders an dessen Beginn, verursacht unweigerlich irreparable Schäden für die Entwicklung, den Frieden und die Umwelt. Es ist auch nicht recht, auf raffinierte Weise Scheinrechte oder willkürliche Freiheiten zu kodifizieren, die auf einer beschränkten und relativistischen Sicht des Menschen sowie auf dem geschickten Gebrauch von doppeldeutigen, auf die Begüns-

² Vgl. Enzyklika *Pacem in terris* (11. April 1963): AAS 55 (1963), 265-266.

³ Vgl. ebd.: AAS 55 (1963), 266.

tigung eines angeblichen Rechts auf Abtreibung und Euthanasie abzielen. Den Begriffen beruhen, letztlich aber das Grundrecht auf Leben bedrohen.

Auch die natürliche Struktur der Ehe als Verbindung zwischen einem Mann und einer Frau muss anerkannt und gefördert werden gegenüber den Versuchen, sie rechtlich gleichzustellen mit radikal anderen Formen der Verbindung, die in Wirklichkeit die Ehe beschädigen und zu ihrer Destabilisierung beitragen, indem sie ihren besonderen Charakter und ihre unersetzliche gesellschaftliche Rolle verdunkeln. Diese Grundsätze sind keine Glaubenswahrheiten, noch sind sie nur eine Ableitung aus dem Recht auf Religionsfreiheit. Sie sind in die menschliche Natur selbst eingeschrieben, mit der Vernunft erkennbar und so der gesamten Menschheit gemeinsam. Der Einsatz der Kirche zu ihrer Förderung hat also keinen konfessionellen Charakter, sondern ist an alle Menschen gerichtet, unabhängig von ihrer religiösen Zugehörigkeit. Solch ein Einsatz ist um so nötiger, je mehr diese Grundsätze geleugnet oder falsch verstanden werden, denn das stellt eine Beleidigung der Wahrheit des Menschen dar, eine schwere Verletzung der Gerechtigkeit und des Friedens.

Darum ist es auch ein wichtiger Beitrag zum Frieden, wenn die Rechtsordnungen und die Rechtsprechung die Möglichkeit anerkennen, vom Recht auf Einwand aus Gewissensgründen gegenüber Gesetzen und Regierungsmaßnahmen Gebrauch zu machen, die – wie Abtreibung und Euthanasie – die Menschenwürde gefährden. Zu den auch für das friedliche Leben der Völker fundamentalen Menschenrechten gehört das Recht der einzelnen und der Gemeinschaften auf Religionsfreiheit. In diesem geschichtlichen Moment wird es immer wichtiger, dass dieses Recht nicht nur in negativer Deutung als Freiheit von – zum Beispiel von Verpflichtungen und Zwängen in Bezug auf die Freiheit, die eigene Religion zu wählen – gefördert wird, sondern auch in positiver Deutung in ihren verschiedenen Ausdrucksformen als Freiheit zu: zum Beispiel die eigene Religion zu bezeugen, ihre Lehre zu verkünden und mitzuteilen; Aktivi-

täten auf dem Gebiet der Erziehung, der Wohltätigkeit und der Betreuung auszuüben, die es erlauben, die religiösen Vorschriften anzuwenden; als soziale Einrichtungen zu existieren und zu handeln, die entsprechend den ihnen eigenen lehrmäßigen Grundsätzen und institutionellen Zielen strukturiert sind. Leider nehmen auch in Ländern alter christlicher Tradition Zwischenfälle von religiöser Intoleranz zu, speziell gegen das Christentum und gegen die, welche einfache Identitätszeichen der eigenen Religion tragen.

Der Friedensstifter muss sich auch vor Augen halten, dass in wachsenden Teilen der öffentlichen Meinung die Ideologien des radikalen Wirtschaftsliberalismus und der Technokratie die Überzeugung erwecken, dass das Wirtschaftswachstum auch um den Preis eines Schwunds der sozialen Funktion des Staates und der Netze der Solidarität der Zivilgesellschaft sowie der sozialen Rechte und Pflichten zu verfolgen sei. Dabei muss man bedenken, dass diese Rechte und Pflichten grundlegend sind für die volle Verwirklichung weiterer Rechte und Pflichten, angefangen bei den zivilen und politischen.

Zu den heute am meisten bedrohten sozialen Rechten und Pflichten gehört das Recht auf Arbeit. Das ist dadurch bedingt, dass in zunehmendem Maß die Arbeit und die rechte Anerkennung des Rechtsstatus der Arbeiter nicht angemessen zur Geltung gebracht werden, weil die wirtschaftliche Entwicklung vor allem auf der völligen Freiheit der Märkte basiere. So wird die Arbeit als eine abhängige Variable der Wirtschafts- und Finanzmechanismen angesehen. In diesem Zusammenhang betone ich noch einmal, dass die Würde des Menschen sowie die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Erfordernisse verlangen, „dass als Priorität weiterhin das Ziel verfolgt wird, allen Zugang zur Arbeit zu verschaffen und für den Erhalt ihrer Arbeitsmöglichkeit zu sorgen“.⁴

Voraussetzung im Hinblick auf die Verwirklichung dieses ehrgeizigen Ziels ist eine neue, auf ethischen Prinzipien und geistigen Werten be-

ruhende Sicht der Arbeit, die ihr Verständnis als fundamentales Gut für die Person, die Familie und die Gesellschaft stärkt. Einem solchen Gut entsprechen eine Pflicht und ein Recht, die mutige und neue Formen der Arbeitspolitik für alle erfordern.

Das Gut des Friedens schaffen durch ein neues Entwicklungs- und Wirtschaftsmodell

5. Von mehreren Seiten wird erkannt, dass es heute eines neuen Entwicklungsmodells wie auch eines neuen Blicks auf die Wirtschaft bedarf. Sowohl eine ganzheitliche, solidarische und nachhaltige Entwicklung als auch das Gemeinwohl verlangen eine richtige Werteskala, die aufgestellt werden kann, wenn man Gott als letzten Bezugspunkt hat. Es genügt nicht, viele Mittel und viele – auch schätzenswerte – Wahlmöglichkeiten zu haben. Sowohl die vielfältigen, für die Entwicklung zweckmäßigen Güter als auch die Wahlmöglichkeiten müssen unter dem Aspekt eines guten Lebens, eines rechten Verhaltens genutzt werden, das den Primat der geistigen Dimension und den Aufruf zur Verwirklichung des Gemeinwohls anerkennt. Andernfalls verlieren sie ihre richtige Wertigkeit und werden letztlich zu neuen Götzen.

Um aus der augenblicklichen Finanz- und Wirtschaftskrise – die ein Anwachsen der Ungleichheiten zur Folge hat – herauszukommen, sind Personen, Gruppen und Institutionen notwendig, die das Leben fördern, indem sie die menschliche Kreativität begünstigen, um sogar aus der Krise eine Chance für Einsicht und ein neues Wirtschaftsmodell zu gewinnen. Das in den letzten Jahrzehnten vorherrschende Wirtschaftsmodell forderte die größtmögliche Steigerung des Profits und des Konsums in einer individualistischen und egoistischen Sicht, die darauf ausgerichtet war, die Menschen nur nach ihrer Eignung zu bewerten, den Anforderungen der Konkurrenzfähigkeit zu entsprechen. Aus einer anderen Perspektive erreicht man dagegen den wahren und dauerhaften Erfolg durch Selbsthingabe, durch den Einsatz seiner intellektuellen Fähigkeiten und seines Unternehmungsgeistes, denn die lebbar, das heißt authentisch menschliche

4 Benedikt XVI., Enzyklika Caritas in veritate (29. Juni 2009), 32: AAS 101 (2009), 666-667.

wirtschaftliche Entwicklung braucht das Prinzip der Unentgeltlichkeit als Ausdruck der Brüderlichkeit und der Logik der Gabe.⁵ Konkret zeigt sich in der wirtschaftlichen Aktivität der Friedensstifter als derjenige, der mit den Mitarbeitern und den Kollegen, mit den Auftraggebern und den Verbrauchern Beziehungen der Fairness und der Gegenseitigkeit knüpft. Er übt die wirtschaftliche Aktivität für das Gemeinwohl aus, lebt seinen Einsatz als etwas, das über die eigenen Interessen hinausgeht, zum Wohl der gegenwärtigen und der kommenden Generationen. So arbeitet er nicht nur für sich selbst, sondern auch, um den anderen eine Zukunft und eine würdige Arbeit zu geben.

Im wirtschaftlichen Bereich ist – besonders seitens der Staaten – eine Politik der industriellen und landwirtschaftlichen Entwicklung erforderlich, die den sozialen Fortschritt und die Ausbreitung eines demokratischen Rechtsstaates im Auge hat. Grundlegend und unumgänglich ist außerdem die ethische Strukturierung der Währungs-, Finanz- und Handelsmärkte; sie müssen stabilisiert und besser koordiniert und kontrolliert werden, damit sie nicht den Ärmsten Schaden zufügen. Die Sorge der zahlreichen Friedensstifter muss sich außerdem – mit größerer Entschiedenheit, als das bis heute geschehen ist – der Nahrungsmittelkrise zuwenden, die weit schwerwiegender ist als die Finanzkrise. Das Thema der Sicherheit der Nahrungsmittelversorgung ist aufgrund von Krisen, die unter anderem mit plötzlichen Preisschwankungen bei den landwirtschaftlichen Grundprodukten, mit verantwortungslosem Verhalten einiger Wirtschaftsunternehmen und mit unzureichender Kontrolle durch die Regierungen und die Internationale Gemeinschaft zusammenhängen, erneut ins Zentrum der Tagesordnung der internationalen Politik gerückt. Um dieser Versorgungskrise zu begegnen, sind die Friedensstifter aufgerufen, gemeinsam im Geist der Solidarität von der lokalen bis hin zur internationalen Ebene zu wirken, mit dem Ziel, die Bauern, besonders in den kleinen Landwirtschaftsbetrieben, in die Lage

zu versetzen, ihre Tätigkeit würdig, sozial vertretbar, umweltfreundlich und wirtschaftlich nachhaltig zu entfalten.

Erziehung zu einer Kultur des Friedens: die Rolle der Familie und der Institutionen

6. Mit Nachdruck möchte ich noch einmal betonen, dass die zahlreichen Friedensstifter aufgerufen sind, sich mit ganzer Hingabe für das allgemeine Wohl der Familie und für die soziale Gerechtigkeit sowie für eine wirksame soziale Erziehung einzusetzen. Niemand darf die entscheidende Rolle der Familie, die unter demographischem, ethischem, pädagogischem, wirtschaftlichem und politischem Gesichtspunkt die Grundzelle der Gesellschaft ist, übersehen oder unterbewerten. Sie hat eine natürliche Berufung, das Leben zu fördern: Sie begleitet die Menschen in ihrem Wachsen und fordert sie auf, durch gegenseitige Fürsorge einander zu stärken. Insbesondere die christliche Familie trägt in sich den Urplan der Erziehung der Menschen nach dem Maß der göttlichen Liebe. Die Familie ist einer der unverzichtbaren Gesellschaftsträger in der Verwirklichung einer Kultur des Friedens. Das Recht der Eltern und ihre vorrangige Rolle in der Erziehung der Kinder – an erster Stelle im moralischen und religiösen Bereich – müssen geschützt werden. In der Familie werden die Friedensstifter, die zukünftigen Förderer einer Kultur des Lebens und der Liebe, geboren und wachsen in ihr heran.⁶

In diese ungeheure Aufgabe der Erziehung zum Frieden sind besonders die Religionsgemeinschaften einbezogen. Die Kirche fühlt sich an einer so großen Verantwortung beteiligt durch die neue Evangelisierung, deren Angelpunkte die Bekehrung zur Wahrheit und zur Liebe Christi und infolgedessen die geistige und moralische Wiedergeburt der Menschen und der Gesellschaften sind.

Die Begegnung mit Jesus Christus formt die Friedensstifter, indem sie sie zur Gemeinschaft und zur Überwindung des Unrechts anhält. Ein besonderer Auftrag gegenüber dem Frieden wird von den kulturellen Einrichtungen

gen, den Schulen und den Universitäten wahrgenommen. Von diesen wird ein beachtlicher Beitrag nicht nur zur Ausbildung zukünftiger Generationen von Führungskräften, sondern auch zur Erneuerung der öffentlichen Institutionen auf nationaler und internationaler Ebene erwartet. Sie können auch zu einer wissenschaftlichen Überlegung beisteuern, welche die Wirtschafts- und Finanzaktivitäten in einem soliden anthropologischen und ethischen Fundament verankert. Die Welt von heute, besonders die der Politik, braucht den Halt eines neuen Denkens, einer neuen kulturellen Synthese, um Technizismen zu überwinden und die mannigfaltigen politischen Tendenzen im Hinblick auf das Gemeinwohl aufeinander abzustimmen. Als ein Ganzes aus positiven zwischenmenschlichen und institutionellen Beziehungen im Dienst des ganzheitlichen Wachstums der einzelnen und der Gruppen gesehen, ist das Gemeinwohl die Basis für jede wahre Erziehung zum Frieden.

Eine Pädagogik des Friedensstifters

7. So ergibt sich schließlich die Notwendigkeit, eine Pädagogik des Friedens vorzuschlagen und zu fördern. Sie verlangt ein reiches inneres Leben, klare und gute moralische Bezüge, ein entsprechendes Verhalten und einen angemessenen Lebensstil.

Tatsächlich tragen die Werke des Friedens zur Verwirklichung des Gemeinwohls bei und wecken das Interesse für den Frieden, erziehen zu ihm. Gedanken, Worte und Gesten des Friedens schaffen eine Mentalität und eine Kultur des Friedens, eine Atmosphäre der Achtung, der Rechtschaffenheit und der Herzlichkeit. Man muss also die Menschen lehren, einander zu lieben und zum Frieden zu erziehen sowie über bloße Toleranz hinaus einander mit Wohlwollen zu begegnen. Der grundsätzliche Aufruf ist der, „nein zur Rache zu sagen, eigene Fehler einzugestehen, Entschuldigungen anzunehmen, ohne sie zu suchen, und schließlich zu vergeben“⁷, so dass

5 Vgl. ebd., 34 und 36: AAS 101 (2009), 668-670 und 671-672.

6 Vgl. Johannes Paul II., Botschaft zum Weltfriedenstag 1994 (8. Dezember 1993): AAS 86 (1994), 156-162.

7 Benedikt XVI., Ansprache anlässlich der Begegnung mit den Mitgliedern der Regierung, der Institutionen des Staates, mit dem Diplomatischen Corps, den Verantwortungsträgern der Religionen

Fehler und Beleidigungen in Wahrheit eingestanden werden können, um gemeinsam der Versöhnung entgegenzugehen. Das verlangt die Verbreitung einer Pädagogik der Vergebung. Denn das Böse wird durch das Gute besiegt, und die Gerechtigkeit muss in der Nachahmung Gottvaters gesucht werden, der all seine Kinder liebt (vgl. Mt 5,21-48). Es ist eine langwierige Arbeit, denn sie setzt eine geistige Entwicklung, eine Erziehung zu den höheren Werten und eine neue Sicht der menschlichen Geschichte voraus. Man muss auf den falschen Frieden, den die Götzen dieser Welt versprechen, verzichten und so die Gefahren, die ihn begleiten, umgehen: auf jenen falschen Frieden, der die Gewissen immer mehr abstumpft, der zum Rückzug in sich selbst und zu einem verkümmerten Leben in Gleichgültigkeit führt.

und den Vertretern der Welt der Kultur,
Baabda, Libanon (15. September 2012)

Im Gegensatz dazu bedeutet die Pädagogik des Friedens aktives Handeln, Mitleid, Solidarität, Mut und Ausdauer. Jesus verkörpert das Ganze dieser Verhaltensweisen in seinem Leben bis zur völligen Selbsthingabe, bis dahin, das Leben zu „verlieren“ (vgl. Mt 10,39; Lk 17,33; Joh 12,25). Er verspricht seinen Jüngern, dass sie früher oder später die außerordentliche Entdeckung machen werden, von der wir zu Anfang gesprochen haben, dass es nämlich in der Welt Gott gibt, den Gott Jesu Christi, der ganz und gar solidarisch mit den Menschen ist. In diesem Zusammenhang möchte ich an das Gebet erinnern, in dem wir Gott darum bitten, dass er uns zu einem Werkzeug seines Friedens mache, um seine Liebe zu bringen, wo Hass herrscht, seine Vergebung, wo Kränkung verletzt, den wahren Glauben, wo Zweifel droht. Gemeinsam mit dem seligen Johannes XXIII. wollen wir unsererseits Gott bitten, er möge

die Verantwortlichen der Völker erleuchten, damit sie neben der Sorge für den rechten Wohlstand ihrer Bürger für das wertvolle Geschenk des Friedens bürgen und es verteidigen; er möge den Willen aller entzünden, die trennenden Barrieren zu überwinden, die Bande gegenseitiger Liebe zu festigen, die anderen zu verstehen und denen zu verzeihen, die Kränkung verursacht haben, so dass kraft seines Handelns alle Völker der Erde sich verbrüdernd und unter ihnen immer der so sehr ersehnte Friede blühe und herrsche.⁸

Mit dieser Bitte verbinde ich den Wunsch, dass alle als wahre Friedensstifter an dessen Aufbau mitwirken, so dass das Gemeinwesen der Menschen in brüderlicher Eintracht, in Wohlstand und in Frieden wachse. □

(Text: vatican)

8 Vgl. Enzyklika *Pacem in terris* (11. April 1963): AAS 55 (1963), 304.

Internationaler Soldatengottesdienst

Kardinal Meisner feiert mit Soldaten

Am Donnerstag, den 10. Januar 2013 feierte Joachim Kardinal Meisner im Hohen Dom zu Köln den Internationalen Soldatengottesdienst. Unter den ca. 1.600 Besuchern im Dom waren der Bundesminister der Verteidigung Dr. Thomas de Maizière, der Generalinspekteur der Bundeswehr, sowie zahlreiche Beamte der Bundespolizei und eine große Abordnung von internationalen Angehörigen ausländischer Streitkräfte, die die Bundessprachenschule in Hürth besuchen.

Die Lesung trug der Minister vor und Oberstabsfeldwebel Joachim Lensch wiederholte auf Englisch für die internationalen Gäste. Die Fürbitten, welche auch die Angehörigen der im Einsatz befindlichen Soldatinnen und Soldaten einschlossen, wurden wechselseitig in verschiedenen Sprachen vorgetragen und jeweils auf Deutsch wiederholt. In seiner Predigt ging Kardinal Meisner auf die Texte des Konzils ein, in der die Soldaten



Von links: Bundesminister der Verteidigung, Dr. Thomas de Maizière, Generalinspekteur der Bundeswehr, General Volker Wieker, Staatssekretär Rüdiger Wolf, dahinter Militärgeneralvikar Apostolischer Protonotar Walter Wakenhut

als Diener des Friedens und der Sicherheit der Völker bezeichnet werden, aber auch auf die Enzyklika

„*pacem in terris*“ des seligen Papstes Johannes XXIII. In dieser stehe, dass Freiheit und Würde des Men-

schen die unverzichtbaren Grundlagen des Friedens seien. In der Unvollkommenheit unserer Welt bräuchte man aber Soldaten, die ihren Dienst „recht“ versähen, damit die Freiheit und die Würde des Menschen auch zur Geltung kommen könnten führte der Kardinal aus. Frieden stiften in der Perspektive der Bergpredigt hieße, schon die Ursachen für den Unfrieden aus der Welt zu schaffen, so Kardinal Meisner weiter. Friedensstifter setzten der Macht der Stärkeren ihren Ungehorsam entgegen, denn Friedensstifter seien alles andere als harmlos. Sie seien gelebtes Zeugnis für Jesus, der auch „Ecken und Kanten“ gehabt hätte. Mit der Bitte, Gott möge „unsere Schritte lenken auf den Weg des Friedens“ beendete Kardinal Meisner seine Predigt.

Beim anschließenden Empfang im Maternushaus, begrüßte Kardinal Meisner weitere Ehrengäste aus dem Ministerium, den Militärbischof aus Großbritannien Richard Moth sowie weiter internationale Gäste, unter ihnen auch der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Soldaten aus Österreich, Brigadier Martin Jawurek, der mit einer Delegation den Präsidenten des Apostolat Militaire International (AMI) Generalmajor Norbert Sinn begleitete. Launig bemerkte der Kardinal, dass er im Dom über 15 min gepredigt hätte und deshalb seine Begrüßung straffen würde. Er erinnerte daran, dass Europa seit fast 70 Jahren Frieden hätte, was nicht nur auf kluge Politiker sondern auch auf die Präsenz von gut ausgebildeten Soldaten zurückzuführen sei. In dieser langen Friedenszeit habe sich die Gesellschaft zu einer „Spaßgesellschaft“ entwickelt, führte der Kardinal aus und forderte, man müsse sich zu einer Verantwortungsgesellschaft weiter entwickeln, um Frieden und die Würde des Menschen überall zur Geltung zu verhelfen.

Der Minister ging in seiner Erwiderung zu Beginn auf die Länge der Predigt ein und sagte den Gästen, dass in seiner Kirche eine Predigt nicht unter 20 Minuten dauere und er somit mit der Predigt des Kardinals gut bedient worden sei. Er erinnerte auch daran, dass Teile der Kirchen das Wort der Bergpredigt über-

Grußwort des Bundesvorsitzenden der GKS, Oberstlt i.G. Rüdiger Attermeyer

Papst Benedikt XVI. hat für den 46. Weltfriedenstag im Jahr 2013 als Thema gewählt: „Selig, die Frieden stiften“.

Er hat damit ein Thema aufgegriffen, das uns Soldaten ganz besonders anspricht, wie ich meine, denn es trifft unsere Aufgabe im Kern.

So liegt es in diesem Jahr wirklich auf der Hand, „Gaudium et Spes“ als für uns Soldaten wichtiges Konzilsdokument zu zitieren. „Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei.“

Dabei sind Gerechtigkeit und Frieden zwei Begriffe, die untrennbar miteinander verbunden sind. „Wer Frieden will, muss Gerechtigkeit wollen“ heißt es in „Gerechter Friede“, dem Friedenswort der deutschen Bischöfe aus dem Jahr 2000, denn ohne Gerechtigkeit ist ein dauerhafter Friede nicht denkbar. Eine Welt, so heißt es an anderer Stelle, in der ein menschenwürdiges Leben vorenthalten wird, steckt auch dann voller Gewalt, wenn es keinen Krieg gibt.

Nun ist eine alte Forderung der GKS, die Konfliktbewältigung nicht ausschließlich mit militärischen Mitteln anzugehen, sondern in einem gemeinschaftlichen Ansatz alle politisch opportunen Möglichkeiten einzusetzen. Sicherheit als Voraussetzung für Entwicklung werden in vielen Fällen nur Soldaten schaffen können, andere Fähigkeiten sind dann aber vor allem durch andere Organisationen zu leisten.

Über diese Rolle der Soldaten besteht weitgehender Konsens in der Gesellschaft, auch wenn die Aktivitäten der Bundeswehr oft mit Desinteresse begleitet werden. Hohe Anerkennung hat das Engagement der Soldaten in Afghanistan Mitte Dezember letzten Jahres beim Besuch von Bundespräsident Joachim Gauck im Einsatzland erfahren. Neben der Übermittlung von Dank und Anerkennung für die Arbeit von deutschen und internationalen Soldaten, Polizisten und Mitarbeitern der Entwicklungszusammenarbeit hat er sich eine realistische Diskussion über die Verhältnisse in Afghanistan gewünscht. Die Anwesenden hat er aufgefordert, ehrlich über den Einsatz zu berichten – ehrlicher, wie er sagte.

Ehrlich und realistisch ist es leider nicht, wenn Soldaten in Afghanistan als „Besitzer“ bezeichnet werden, die die Gewalt nicht gestoppt, sondern eher zur Eskalation beigetragen haben.

ParlSts Schmidt hat für das Verteidigungsministerium rasch und eindeutig dazu Stellung bezogen. Die Vorwürfe bezeichnete er als verfehlt und mahnt dazu, für eine Bewertung der Entwicklung in Afghanistan „einen differenzierten Blick zu verwenden“. Ich danke Ihnen, Herr Minister, für diese Reaktion aus Ihrem Hause, nun sind aber aus meiner Sicht die deutschen Bischöfe an der Reihe, klare Position im Sinne von „Gerechter Friede“ zu beziehen. „Diejenigen, die sich verantwortlich für diesen Dienst entscheiden und damit ihren Auftrag zur Sicherung des Friedens, insbesondere zur Kriegsverhinderung, erfüllen wollen, haben Anspruch auf Achtung und Solidarität“. (GF 133) So heißt es dort, und ich frage mich, ob dies noch gilt.

Das Engagement im soldatischen Alltag für christliche Werte einzustehen wurde der GKS in „Gerechter Friede“ ausdrücklich bestätigt, dies ist uns Verpflichtung bis heute und auch für die Zukunft. □

setzen würden „selig die Friedfertigen“. Dies sei aber zu wenig, führte der Minister aus. Der Friede müsse aktiv errungen werden, deshalb sei das diesjährige Friedenswort „selig, die die Frieden stiften“ so zutreffend, weil es den tätigen Christen anspreche, der den Frieden herbeiführe. Zum Schluss dankte der Minister der Militärseelsorge für ihren Dienst als Ansprechpartner für alle Soldaten. Er dankte ganz besonders, dass die Angehörigen in den Fürbitten bedacht wurden, denn die Angehörigen der Soldatinnen und Soldaten im Einsatz seien ebenso den Herausforderungen unterworfen. Anschließend wurde der Videoclip gezeigt, den interessierte Leser bei www.youtube.com/user/wir-

[dienendeutschland](http://www.youtube.com/user/wir-dienendeutschland) unter dem Stichwort „danke“ anschauen können.

Militärgeneralvikar Walter Wakenhut überbrachte die Grüße des Militärbischofs und lud die Anwesenden ein, an einer Veranstaltung des Militärbischofsamtes zur Enzyklika „*pacem in terris*“ am 9. und 10. April in Berlin teilzunehmen. Er verwies auf die Veröffentlichungen der Deutschen Bischofskonferenz, die sich letztmalig 2011 zum zehnten Jahrestag der Anschläge in New York geäußert hätten (siehe AUFTRAG 284, Seite 7). Er sagte aber auch, dass dies nicht in allen kirchlichen Verbänden so gesehen würde. Wakenhut betonte, wie wichtig der Dienst der Militärseelsorge gerade

für den Menschen im Einsatz sei und verwahrte sich, den Soldaten zu unterstellen, diese würden ihre Waffen einfach nur als „Werkzeug“ einsetzen. Durch eine solide ethische und moralische Ausbildung würden die Soldaten ihr demokratisch legitimiertes Tun in Einklang mit ihrem Gewissen bringen.

Der Bundesvorsitzende der GKS, Oberstlt i.G. Rüdiger Attermeyer, sprach in seinem abschließenden Grußwort (Text siehe Kasten Seite 11), dass Soldaten nicht alles allein machen könnten, der gemeinschaftliche Ansatz sei notwendig, um die richtigen Kräfte zur richtigen Zeit nach ihren Fähigkeiten einzusetzen. □

(Text und Foto: Bertram Bastian)

Militäretik international

Militäretik in der polnischen Armee

VON RUTH NOBIS¹

„Ich, Soldat der polnischen Armee, schwöre der Republik Polen treu zu dienen und Ihre Unabhängigkeit und die Grenzen zu schützen. Ich schwöre die Konstitution, die Ehre des polnischen Soldaten und die Militärfahne zu schützen und für meine Heimat im Notfall mein Leben und Blut zu opfern. So wahr mir Gott helfe.“²

Dieser Text spiegelt die wesentliche Grundlage polnischer Militäretik wider. Für das soldatische Tun ist es sehr wichtig, neben dem Recht auch die Moral zu akzeptieren. Diese Moral ist als Berufsethik zu sehen und dient dem Soldaten dazu, seinen Dienst und sein Leben so zu gestalten, dass er bereit ist nicht nur für Volk, Frieden und Vaterland sondern auch für den Anderen sein Leben zu opfern.

1. Die Persönlichkeitsattribute des polnischen Soldaten

1 Oberfeldapothekerin Ruth Nobis ist langjähriges Mitglied im Internationalen Sachausschuss

2 Dz.U.1992.77.386 – Przysięga wojskowa. Ustawa z dnia 3 października 1992 r.o przysiędze wojskowej

[Eid und Gelöbnis Text vom 3. Oktober 1992]

Der Soldat soll den anderen Menschen durch sein Leben ein gutes Beispiel geben. Die Attribute des polnischen Soldaten sind: Patriotismus, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit, Ehre des Vorgesetzten und Gehorsam gegenüber dem Vorgesetzten.

Darüber hinaus soll er sportlich sein, einen gesunden Lebensstil führen, selbstdiszipliniert und innerlich stark sein, mit gefestigtem Charakter und offen für den Anderen.

2. Grundlage der ethischen Pflichten

Die ethischen Pflichten der Armeemitglieder sind untrennbar mit dem Gewissen verbunden und sollen im Dienst aber auch außerhalb des Dienstes beachtet werden. Sie sind im Ehrenkodex des Berufssoldaten der Polnischen Armee³ nachzulesen.

- Der polnische Soldat soll:
- die polnische Fahne und das Staatswappen ehren;

- die Nationalhymne ehren;
- dem Eid und der Militärfahne treu sein;
- seine Uniform ehren;
- seine Pflichten und Aufgaben gut erfüllen, ggf. auch dafür sein Leben riskieren;
- verantwortungsbewusst sein;
- die erteilten Befehle ausführen;
- auf die Anderen achten und sie ehren;
- sich in sein Berufsumfeld gut integrieren;
- diejenigen schützen, die auf seine Hilfe angewiesen sind.

Der Soldat soll diese Pflichten nie vergessen, sein Dienst am Volk soll auf diesen Grundlagen stehen und sein Tun soll ein Zeichen für die anderen sein.

Die Armee ist für das Image und die Stärke des polnischen Staates sehr wichtig. Sie ist entscheidend für die Bedeutung und Glaubwürdigkeit des Staates gegenüber anderen Nationen. Für das polnische Volk repräsentiert die Armee Stärke und Leistungsfähigkeit des Staates sowie Unterstützung für das Volk.

3 Kodeks Honorowy Żołnierza Zawodowego Wojska Polskiego DwiPO MON (wybrane treści)

[Ehrenkodex des Berufssoldaten der polnischen Armee]

3. Universale Muster für das soldatische Tun

Der Soldat soll dem Volk und dem Frieden mit der größten Hingabe dienen. Dienst ist mehr als normale Arbeit. Der Soldat muss sich voll mit seinem Dienst identifizieren und alles tun, um solche Werte wie Ehre, Heimat und Würde zu verinnerlichen.

Aber nicht nur im Dienst soll der Soldat seine ethischen Pflichten erfüllen, sondern auch außerhalb des

Dienstes, in seiner Freizeit. Er soll insbesondere

- in seinem Umfeld die wichtigsten Moral- und Gesellschaftswerte repräsentieren;
- ein Vorbild sein;
- seinen Dienst und sein Familienleben verbinden;
- sich in sein Berufsumfeld gut integrieren und anderen Berufsgruppen gegenüber stets offen sein;

- Hochachtung gegenüber den Bedürftigen haben;
- den guten Ruf der polnischen Armee achten und ihn pflegen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich die ethischen und moralischen Maßstäbe in den polnischen Streitkräften an den christlichen Werten orientieren und die Soldaten sich verpflichtet diese Werte in „Gänze“, innerhalb und außerhalb des Dienstes zu leben. □

Militäretik international

Versuch einer Annäherung an die spanische Militäretik

VON JÖRG STENZEL¹

Im ersten Buch seines „Don Quijote“ lässt der spanische Nationaldichter Miguel de Cervantes Saavedra die Waffen und die Wissenschaften einen Disput austragen: „(...) Lassen wir jedoch dieses beiseite; denn es ist ein Labyrinth, aus dem der Ausgang sehr schwer zu finden ist; kommen wir vielmehr auf den Vorrang der Waffen vor den Wissenschaften zurück, ein Gegenstand, der noch zu untersuchen bleibt, derart sind die Gründe, die von jeder der beiden Seiten angeführt werden. Und außer denen, die ich schon vorgebracht, sagen die Wissenschaften, ohne sie könne das Waffenhandwerk nicht bestehen; denn auch der Krieg hat seine Gesetze und ist denselben unterworfen, die Gesetze aber fallen unter die Herrschaft der Wissenschaften und der Gelehrten. Darauf antworten die Waffen, ohne sie können die Gesetze nicht bestehen, weil mit den Waffen die Republiken sich verteidigen und die Königreiche sich erhalten, die Städte geschützt, die Straßen gesichert und die Meere von Seeräubern gesäubert werden; und kurz, wenn die Waffen es nicht verhinderten, so wären die Republiken, die Königreiche, die Monarchien, die Städte, die Straßen zur See und zu Lande der Grausamkeit und Zerrüttung preisgegeben, die der Krieg mit sich bringt, solange er dauert und volle Freiheit

hat, seine Vorrechte und seine Gewalt zu gebrauchen.“²

Der Widerspruch ist dabei nur ein scheinbarer; in den Zeiten in denen der Hidalgo Don Quijote Kastilien durchzogen hat und mehr noch heute besteht eine Wechselwirkung zwischen Waffengewalt und Recht. Gesetze, Normen und Werte bestimmen und begrenzen den Einsatz militärischer Gewalt. Nachfolgend soll der Versuch unternommen werden, einen Überblick über den ethischen Referenzrahmen der spanischen Streitkräfte zu geben.

Am 23. Februar 1981 stürmte der Oberstleutnant Antonio Tejero mit bewaffneten Kräften der Guardia Civil das spanische Parlament und nahm die Politiker mehrere Stunden als Geiseln. Parallel versuchten Teile des spanischen Militärs einen Putsch. Dieses Zwischenspiel vermochte freilich nicht, die von 1975 bis 1978 andauernde friedliche Transition, also den Übergang zwischen der franquistischen Diktatur zu einer parlamentarischen Monarchie, aufzuhalten. Nach den Jahren der Militärdiktatur unter Franco trat Ende Dezember 1978 die heutige gültige Verfassung des Königreichs Spanien in Kraft und damit wurde Spanien eine parlamentarische Monarchie. Mit der „Constitución Española“

wurde in Spanien eine freiheitlich-demokratische Ordnung installiert.

Den Streitkräften wurden hier die folgenden Aufgaben zugewiesen: „die Souveränität und Unabhängigkeit Spaniens zu garantieren und seine territoriale Integrität und Verfassungsordnung zu verteidigen.“³

Die Ausgestaltung der Struktur und Organisation der Streitkräfte erfolgte mit weiteren Gesetzen und Regelungen von denen für die hiesigen Betrachtungen die „Reales Ordenanzas“ die wichtigsten sind. Dieses Dokument enthält die Verhaltensrichtlinien, die Pflichten und Rechte der spanischen Soldaten und stellt einen ethisch-moralischen Kanon bereit. Die Tradition dieser Weisungen geht zurück auf die Zeiten des spanischen Imperiums. Die ersten „Reales Ordenanzas“ wurden im Jahr 1503 von den „Katholischen Königen“ erlassen. Nahezu zeitgleich mit der Verfassung wurden im Jahr 1978 die erste Weisung basierend auf der demokratischen Konstitution erlassen und regelte die Binnenstruktur der Streitkräfte, seine Aufgaben und die Innen- und Außenverhältnisse der Militärs. Dieses Dokument stellt sozusagen Philosophie und das Leitbild des spanischen Militärs dar.

Die aktuell gültigen „Reales Ordenanzas“⁴ wurden im Jahr 2009

2 Cervantes Saavedra, Miguel de: Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha – Erstes Buch – Kapitel 38, online verfügbar unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/2805/39>

3 Artikel 8 der spanischen Verfassung. Deutsche Übersetzung unter: www.verfassungen.eu/es/verf78-index.htm

4 Online (in Spanisch) verfügbar unter:

1 Oberstlt i.G. Jörg Stenzel ist Mitglied im Internationalen Sachausschuss

erlassen und adressierten geänderte Rahmenbedingungen im innen- und außenpolitischen Bereich.

Diese werden auch im Weißbuch der spanischen Regierung im Jahr 2000 aufgegriffen und der damalige Ministerpräsident stellt in seinem Vorwort heraus, dass „sich Spanien in den letzten 25 Jahren wiedergefunden hat“. Bestimmendes Element ist die Erkenntnis, dass Spanien seine Sicherheitsinteressen „nicht isoliert, vielmehr kollektiv mit allen Staaten, die sein [Spaniens] Bekenntnis zu Frieden und Freiheit, die Verteidigung der Demokratie, seinen Respekt für die Menschenrechte und die Einhaltung des internationalen Völkerrechts teilen,“⁵ koordinieren muss. Bereits 1989 stellte der spanische Senat heraus, dass eine der signifikantesten Folgen der weltpolitischen Veränderungen, die Abwendung von einer autarken nationalen Verteidigung, hin zu kollektiver Verteidigung und Teilhabe in multinationalen Sicherheitsorganisationen ist. Die Sicherheitsstrategie der aktuellen spanischen Regierung aus dem Jahr 2011⁶ nennt vier Prinzipien internationalen Handelns: Zuerst wird der europäische Bezugsrahmen genannt, in dem auch das strategische Konzept der NATO eingeschlossen ist. Zweites bestimmendes Prinzip für die spanische Sicherheitspolitik sind Multilateralismus, Legitimität und Legalität. Drittes bestimmendes Merkmal ist Peace Building und schließlich wird der Schutz von Zivilisten und die ‚Responsibility to protect‘ benannt. Diese Prinzipien finden sich bereits im Gesetz zur nationalen Verteidigung aus dem Jahr 2005⁷, in dem fünf Aufträge für das spanische Militär definiert werden:

- Die militärische Verteidigung des Königreich Spaniens oder von Staaten mit denen Spanien Bünd-

nisverpflichtungen eingegangen ist.

- Beitrag zum Erhalt des Friedens und der internationalen Stabilität.
- Humanitäre Hilfe an Drittländer oder deren Bevölkerung wenn benötigt.
- Katastrophenhilfe im Inland.
- Evakuierung von spanischen Staatsbürgern, wenn deren Leben oder Interessen in den jeweiligen Aufenthaltsländern bedroht sind.

Das gleiche Gesetz definiert auch die Voraussetzungen für einen Einsatz spanischer Streitkräfte außer zur Landes- und Bündnisverteidigung. Demnach müssen die folgenden Kriterien erfüllt sein:

- Der Einsatz erfolgt auf Bitten des betroffenen Staates, ist durch eine Resolution des UN Sicherheitsrates legitimiert oder auf Beschluss einer internationalen Organisation, hier NATO oder EU.
- Der Einsatz dient dem Schutz der Menschenrechte, der Herstellung, der Stabilisierung oder der Aufrechterhaltung des Friedens.
- Der Einsatz muss im Einklang mit der Charta der Vereinten Nationen und dem Internationalen Recht stehen.

Der spanische Heeresgeneralstabschef stellt in seiner „Vision 2025“⁸ fest, dass „in Zeiten der Globalisierung der Weg des Friedens komplex, ungewiss und voller Gefahren ist.“ Ausgehend von der Betrachtung der Gefahren und Herausforderungen steht für ihn fest, dass der Soldat der Schlüsselfaktor für die Bewältigung der zukünftigen Aufgaben ist. Deswegen muss besondere Aufmerksamkeit auf die Entwicklung soldatischer Tugenden, ergänzt durch zivile Werte der Gesellschaft in der das Heer integriert ist und der es dient, gelegt werden. Der spanische Soldat ist ein „Soldado de la Paz internacional“, also ein Kämpfer für den weltweiten Frieden.

Was sind nun aber diese spezifisch militärischen Tugenden und Werte? Eine erste Annäherung bietet die Rede des nominellen Oberbefehlshabers, König Juan Carlos während der sich jährlich wiederholenden Zeremo-

nie des „Pascua Militar“ jeweils am 6. Januar. Im Jahr 2012 betonte er, dass das Militär die höchste Anerkennung des spanischen Volkes verdiene und erinnerte daran, dass das Militär „die Prinzipien Disziplin, Hierarchie und Einheit, verbunden mit der Pflicht politischer und gewerkschaftlicher Neutralität aufrechtzuerhalten habe.“⁹ Der spanische Verteidigungsminister äußert sich ähnlich. Er führte aus, dass der Soldat jemand sei, der sich dem Dienst an der Gemeinschaft verpflichtet und sich einem, weit über militärische Tugenden herausgehenden Wertekodex verschrieben habe. Als Beispiele führt er „Genügsamkeit, Opferbereitschaft, Ehrenhaftigkeit, Teamgeist und Vaterlandsliebe an.“¹⁰

Wie bereits dargelegt ist der Pflichten und Wertekanon in den ‚Reales Ordenanzas‘ niedergelegt. Dort findet sich der ‚Codigo deontologico militar‘, der militäretische Kanon. Imperativ ist insbesondere die absolute Bindung an die spanische Verfassung, insbesondere an deren Freiheitsrechte, an die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und das Humanitäre Kriegsvölkerrecht.

Als erste Pflicht benennen die ‚Reales Ordenanzas Militares‘ von 2009 das Recht und die Pflicht, Spanien jederzeit zu verteidigen und das unter Einsatz des eigenen Lebens. Die besondere Stellung dieser Obligation wird schon dadurch deutlich, dass sie als erste Pflicht benannt ist, danach dieser Nummerierung aber nicht mehr gefolgt wird. Folgend werden unter dem Punkt ‚Generelle Pflichten‘, die Disziplin, das Respektieren von Befehlen, Loyalität und Kameradschaft, Professionalität und die bestmögliche Pflichterfüllung genannt. Diesen allgemeinen Verhaltensregeln folgen spezielle Pflichten. An prominenter Stelle sind die Pflichten in militärischen Operationen festgelegt: Mut und Opferbereitschaft in Gefechtssituationen, Bindung an die Regeln des Kriegsvölkerrechts und strikte Berücksichtigung der universellen Menschenrechte, Einschrän-

⁵ www.portalcultura.mde.es/Galerias/publicaciones/fichero/ROFA_2010.pdf

⁶ Online (in Spanisch) verfügbar unter: www.portalcultura.mde.es/Galerias/publicaciones/fichero/ROFA_2010.pdf

⁷ Estrategia Española de Seguridad, Una responsabilidad de todos. Online (in Spanisch) verfügbar unter: www.lamoncloa.gob.es/nr/rdonlyres/d0d9a8eb-17d0-45a5-adff-46a8af4c2931/0/estrategiaespanoladeseguridad.pdf

⁸ Online (in Spanisch) verfügbar unter: www.defensa.gob.es/RROO_2009/pdf/LODN_2005-11-18-BOE.PDF

⁹ Online (in Spanisch) verfügbar unter: www.ejercito.mde.es/Galerias/Descarga_pdf/EjercitoTierra/Noticias/2010/vision_jeme2025.pdf

¹⁰ Online (in Spanisch) verfügbar unter: www.lavanguardia.com/politica/20120106/54244101552/rey-pide-militares-eficiencia-recursos-crisis.html

¹¹ Online (in Spanisch) verfügbar unter: www.revistatenea.es/revistatenea/revista/articulos/GestionNoticias_7281_ESP.asp

kung des Gewalteinsatzes und die Kooperation mit alliierten Streitkräften.

Zum Erreichen der Einhaltung und Verinnerlichung der dargestellten Verhaltensnormen, legt die Vorschrift großen Wert auf die Ausbildung der Soldaten in Bezug auf die spanischen Verfassungswerte und ethischer Verhaltensvorschriften. Dies dient nicht zuletzt dazu, den Soldaten in die Lage zu versetzen das nun verbriefte Recht, Befehle, die nicht dem Rechts- und Wertekosmos entsprechen, zu verweigern.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der neue Verhaltenskodex im Vergleich zur Version von 1978 einerseits traditionelle Aspekte, wie Disziplin und hierarchischen Aufbau der Streitkräfte bewahrt an andere Stelle aber die unumstößliche Bindung jeder militärischen Gewaltanwendung an das Humanitäre Völkerrecht bindet und den Frieden und den Schutz der Schwachen in den Vordergrund rückt. Im Gegensatz zur Vorgängerversion haben die „Reales Ordenanzas“ keinen Gesetzesrang, sind aber dennoch die bestimmende Vorschrift in Bezug auf Werte und Normen der spanischen Armee.

Die aktuelle spanische Militärethik ganz in der Tradition der Ausführungen des in Spanien hochgeachteten und verehrten Papst Johannes Paul II. zum Militärdienst: „Wenn man sein Wesen betrachtet, ist der Militärdienst in sich eine sehr ehrenvolle, sehr schöne, sehr edle Sache. Der eigentliche Kern der Berufung zum Soldaten ist nichts anderes als die Verteidigung des Guten, der Wahrheit und vor allem jener, die zu Unrecht angegriffen werden.“ Diese Worte des Pontifex aus dem Jahr 1989 sollen nun auch zu einigen grundsätzlichen Aussagen zur Organisation der Militärseelsorge in den spanischen Streitkräften überleiten.

Militärseelsorge in Spanien

In nunmehr fast zwei Jahren in einem Spanisch dominierten NATO Korps, sowohl in Spanien als auch im Einsatz in Kabul, habe ich einen Eindruck von der Bedeutung der Militärseelsorge für das spanische Heer gewinnen können. Sei es der Weihnachtsmarsch des Korps, der damit endet, dass auf dem Berggipfel eine Krippe aufgebaut und

eine improvisierte Messe gehalten wird oder die Teilnahme des Kommandierenden Generals an durchschnittlich 1 bis 2 religiösen Veranstaltungen, pro Woche. Alle Veranstaltungen, so verschiedenstaltig sie auch sein mögen, haben eines gemein: sie sind katholisch. In einigen spanischen Kreisen wird dann auch ein kritisches Wort geführt und die Militärseelsorge als letzte Grenze des laizistischen Staates in Spanien und als letzte Bastion der ehemaligen staatstragenden Kirche bezeichnet. Diese Diskussion soll hier nicht aufgegriffen werden, geht sie doch im Kern viel tiefer und betrifft mühsam verdeckte Brüche und Konflikte in der spanischen Gesellschaft.

Konstitutionell gibt es keine Staatsreligion. Die Glaubensfreiheit wird als Rechtsgut mit Verfassungsrang gewährleistet. Die Verfassung bestimmt weiterhin: „Die öffentliche Gewalt berücksichtigt die religiösen Anschauungen der spanischen Gesellschaft und unterhält die entsprechenden kooperativen Beziehungen zur Katholischen Kirche und den sonstigen Konfessionen.“¹¹ Bereits mit der expliziten Benennung im Verfassungstext wird aber der katholischen Kirche eine Sonderrolle eingeräumt, die freilich der Lebenswirklichkeit in Spanien entsprach bzw. entspricht. Bezüglich der Militärseelsorge hält die katholische Kirche ‚de facto‘ das Monopol in Spanien.

Das wird unter anderem daran deutlich, dass der Militärerzbischof den Rang eines Generalmajors bekleidet, es keine Militärgeistlichen anderer Konfessionen gibt und der Militärbischof alle Trauerfeiern für gefallene spanische Soldaten (gleich welcher Konfession) durchführt. Auch der alltägliche Dienstbetrieb ist von katholischer Symbolik durchzogen: viele Einheiten und Verbände führen das Kreuz in ihren Wappen, die Waffengattungen verehren ihre Schutzheiligen, sei es beispielsweise der Heilige Santiago für die Kavallerie oder die Heilige Barbara für die Artillerie und viele Einheiten nehmen an den Osterprozessionen in im wahrsten Sinne des Wortes tragender Funktion teil.

Geregelt ist dieses Sonderverhältnis zwischen Militär und katholischer Kirche im Einverständnis zwischen dem spanischen Staat und dem Heiligen Stuhl aus dem Jahr 1979. Hier wird vereinbart, dass der seelsorgliche Beistand für alle katholischen Militärangehörigen durch ein Militärvikariat ausgeübt wird, dass eine Organisationseinheit der katholischen Kirche innerhalb der Streitkräfte Spaniens ist. Angehörige der Streitkräfte anderen Glaubens haben Anspruch auf ihrer Religion entsprechender Seelsorge, aber eben auf Wunsch.

Zur Erfüllung der seelsorgerischen Aufgaben verfügt der spanische Militärerzbischof, Monsignore Juan del Río Martín derzeit über 110 Priester, davon sind 85 direkt dem Militär zugeordnet.¹²

Neben der pastoralen Betreuung für die Soldaten und deren Familien und der Evangelisierung hat die Seelsorge für das im Einsatz befindliche Personal besondere Bedeutung. Der Erzbischof legt besonderen Wert auf diese Personengruppe, weil sie sich einerseits fern der Heimat und ihrer Familien befinden und andererseits unter besonderen Belastungen und unter der Bedrohung ihres Lebens eingesetzt werden.

Einer der bisher 77 Militärgeistlichen, die in Auslandsmissionen tätig waren, ist Pater Francisco, der das spanische Kontingent im Westen Afghanistans betreut.

Während seiner Zeit als Seelsorger einer Fallschirmjägerbrigade hat er dort 35 Taufen und Erstkommunionen durchgeführt. Befragt warum sich im Einsatz so viele Soldaten Gott zuwenden, glaubt er nicht, dass es an der Todesnähe, sondern vielmehr an der zur Verfügung stehenden Zeit zur Reflexion liege. Mit seiner sehr treffenden Beschreibung seiner Tätigkeit soll die überblickartige Betrachtung über die spanische Militärseelsorge an dieser Stelle beendet werden: „Meine Mission hier ist sehr schön, ich bin der Psychologe der Herzen.“¹³ □

¹² Siehe Homepage des Militärerzbischofsamt unter: <http://www.arzobispadoastrense.com/arzo/#ja-mainnav>

¹³ 'A salvo en Afganistán', In Spanisch verfügbar unter: www.elmundo.es/elmundo/2012/08/23/espana/1345711394.html

¹¹ Artikel 16 Satz 3 der spanischen Verfassung. Deutsche Übersetzung unter: www.verfassungen.eu/es/verf78-index.htm

Revolution der Kriegsführung?

Drohnen im Einsatz – anonymes Töten auf Distanz

Unter diesem Titel veranstaltete das Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften (zebis) mit dem Militärhistorischen Museum der Bundeswehr in den Räumen des Museums in Dresden eine Podiumsdiskussion. In der öffentlichen Diskussion werden Fragen gestellt, ob die Beschaffung dieser Waffensysteme lediglich das Risiko für die eigenen Soldaten verringert, oder ob dieser Einsatz auf Distanz nicht das ethische Ziel der Gewaltminimierung unterläuft. Die unterschiedlichen Aspekte in dieser Diskussion wurden vorgetragen von Prof. Dr. Stefan Oeter, Hamburg als Verfassungsrechtler, Professor Daniel Statman aus Haifa als Vertreter der Philosophie, Prof. Dr. Harald Freyberger aus Greifswald als Fachmann für Psychiatrie und Psychotherapie, Dr. Peter Rudolf von der Stiftung Wissenschaft und Politik sowie als Vertreter des Kommandeurs Zentrum Innere Führung Privatdozent (PD) Dr. Thomas Elßner. Die Moderation hatte Dr. Hilmar Linnenkamp von der Stiftung Wissenschaft und Politik.

In ihrer Begrüßung führte Dr. Veronika Bock, Direktorin des zebis, aus, dass Krieg keine technische Auseinandersetzung sei, sondern ein soziales, politisches Ereignis und deshalb die Fachleute aus diesen verschiedenen

zwei möglichen Positionen, dass die Drohne eine gute Entwicklung sei oder aber eine Katastrophe, welche die Menschenrechte verletzen würde. Sich selbst zählte er zu der ersten Gruppe, denn auch andere Waffen

Prof. Oeter (Bild 2) sprach zu Beginn seiner Ausführungen davon, dass die Drohne zuerst eine Waffenplattform sei, eine neue Technologie und nicht per se ein „Tötungsinstrument“. Somit seine die Einsatzformen zu betrachten und er sehe hier drei



Der Direktor des Militärhistorischen Museums Dresden, Oberst PD Dr. Matthias Rogg bei der Begrüßung

Bereichen die Problematik des Drohneinsatzes untersuchen und vorstellen sollten. Der Direktor des Museums, Oberst PD Dr. Matthias Rogg (Bild 1), erinnerte die Zuhörer daran, dass schon im zweiten Laterankonzil von 1139 ein Verbot der Armbrust als „Distanzwaffe“ diskutiert wurde und gewisse Parallelen zur heutigen Diskussion erkennbar gewesen seien, von der ethisch vertretbaren Waffe bis zur Ächtung derselben. Nach der Begrüßung durch den Leitenden Katholischen Militärdekan Erfurt Stefan van Dongen forderte der Moderator die Experten auf dem Podium zu einer kurzen Erklärung auf, um ihre jeweiligen Standpunkte zu erläutern.

Den Beginn machte Prof. Statman (Bild 2) aus Israel. Er beschrieb die



Von links: Prof. Daniel Statman, University of Haifa, Israel, Prof. Dr. Stefan Oeter, Universität Hamburg, Dr. Peter Rudolf, Stiftung Wissenschaft und Politik, Berlin

würden aus der Distanz töten, ohne dass jemals eine solche „Verteufelung“ stattgefunden hätte und erwähnte als Beispiel Artilleriesysteme oder gar den strategischen Bombenkrieg im zweiten Weltkrieg. Weiterhin äußerte Prof. Statman, dass die Diskussion nach seiner Meinung „überdreht“ geführt würde. Gerade bei asymmetrischen Bedingungen dienten automatisierte System dem Schutz der eigenen Leute, wohingegen in der Presse das „illegitime Töten“ durch Drohnen breit dargestellt würde, das gewollte und gezielte Töten von Zivilpersonen durch terroristische Organisationen aber „hingenommen“ würde. Es sehe keine ernsthafte Alternative zum Einsatz von Drohnen.

Den bewaffneten Konflikt, in dem das humanitäre Völkerrecht zum Zuge käme, der aber selten geworden sei. Der bewaffnete internationale Konflikt, der asymmetrischen Bedingungen gehorche. Hier sei es schwierig, den Gegner zu erkennen, der in der Bevölkerung „wie ein Fisch im Schwarm“ untertauchen könne und sich auch selten zu erkennen gebe. Die Problematik sei die Abgrenzung und die Tatsache, dass über eine Veränderung des Völkerrechtes zwar diskutiert

würde aber die Chancen, dass eine Änderung dieses Rechtes von der Gegenseite anerkannt würde, sehe er als gering an. Somit sei diese Betrachtung nicht zielführend. Den dritten Bereich, sagte Prof. Oeter, sei der Einsatz von Drohnen außerhalb des bewaffneten Konfliktes, hier müsse das Polizeirecht angewandt werden. Ein Töten ohne Versuch der Festnahme sei einfach nicht erlaubt. Er sehe die daraus folgenden Probleme in einer „Entgrenzung der Kriegszone“. Man spreche heute schon von möglichen Aufenthaltsorten der Terroristen, die dadurch häufiger auftretenden Kollateralschäden, die aus den nicht eindeutig identifizierbaren Tätern folgten, sowie erfolge ein Wettrü-

ten, welches dazu führe, dass immer mehr zivile Hände an tödliche Waffen gelangten. Während bei den Militärs das ethische Dilemma des Waffeneinsatzes bekannt sei, würden Geheimdienste anders vorgehen, zumindest erführe man von solchen Überlegungen nichts.

Der Politologe und USA-Kenner Dr. Rudolf (Bild 2), stellte klar, dass Waffen nicht töten würden, töten würden Menschen und Waffen machten es ihnen immer leichter. Es sei schwierig, die Lage und die Einsätze in Pakistan zu beurteilen, da trotz gezielter Informationen aus der Administration keine detaillierten und umfassenden Erkenntnisse aus diesen Einsätzen bekannt würden. Klar sei, dass die Anzahl derjenigen, die auf „Listen“ erschienen, immer zahlreicher würden. Somit sen-



Von Links: PD Dr. Thomas Elßner, Zentrum Innere Führung, Koblenz, Prof. Dr. Harald Freyberger, Direktor Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Greifswald

ke der Drohneneinsatz tatsächlich die „Schwelle des gezielten Tötens“ herab. Auch würden schon verdächtige Gruppen als solche bekämpft, was die Zahl der getöteten Zivilisten erhöhe, fügte Dr. Rudolf hinzu. Es ginge immer mehr, um die Verhinderung eines Anschlages, wobei es oft nicht nachvollziehbar sei, wie nah wäre denn der „Terrorist“ an einem Anschlag. Der Einsatz eines Sonderkommandos zur Bekämpfung solcher Ziele, brächte eine größere Anzahl eigener Kräfte in Lebensgefahr, somit sei der Einsatz der Drohne nachvollziehbar. Die Auswahl der anzugreifenden Personen ohne juristischen Aufarbeitung oder Verantwortungsnahme sei das Problem bei diesen Operationen.

Israel scheint bei seinen Operationen über bessere Lageinformationen zu verfügen, schloss Dr. Rudolf seine Eingangserklärung ab.

Der Vertreter des Zentrums Innere Führung, PD Dr. Elßner (Bild 3), erklärte, dass die Bundeswehr Drohnen zur Aufklärung und bewaffnete Drohnen für die Luftnahunterstützung beschaffen wolle. Die Diskussion in Deutschland darüber sollte ohne „Ebenenverschiebung“ stattfinden, denn Geheimdienstoperationen hätten völlig andere Einsatzregeln als die Bundeswehr, die ja eine Parlamentsarmee sei. Die Bundeswehrsoldaten machten sich sicherlich Gedanken über die Waffeneinsätze, auch von neuerer Technologie. Die Fragen, die auch im Zentrum Innere Führung behandelt würden, seien:

- Wie und mit welchen Mitteln kann ein erteilter Auftrag erfüllt werden?
- Wie kann man die eigenen Soldaten schützen, um diese sicher und gesund in die Heimat zurückzubringen?
- Wie wäge ich die Verhältnismäßigkeit der Mittel ab, gerade vor dem Hintergrund der asymmetrischen Kriegsführung?
- Wie kann man unbeteiligte Personen schützen?
- Wie vermeidet man Fehlentscheidungen in stressrelevanten Situationen?

Darüberhinaus diskutiere man selbstverständlich die ethischen Bedingungen des Waffeneinsatzes sowie die Veränderungen des Völkerrechtes durch neue Situationen bzw. neue Technologien. Die Erhöhung der Sicherheit der eingesetzten Truppen stünden dabei eindeutig im Vordergrund, führte Dr. Elßner aus, extralegale Tötungen würden überhaupt nicht angedacht, da nur die Einsatzszenarien der Bundeswehr in Frage kämen. Für die von der Bundeswehrführung beabsichtigten Einsatzzwecke bestünden keinerlei völkerrechtliche oder verfassungsrechtliche Bedenken. Auch sei man sich sehr wohl der Tatsache bewusst, dass es sich um tödliche Waffeneinsätze handele und nicht um Computerspiele, sagte Dr. Elßner weiter. Der Einsatz auch der Drohnen werde in der Befehlshierarchie einge-

bunden werden, somit sei die Verantwortung klar geregelt.

Psychologe Dr. Freyberger (Bild 3) berichtete, dass mit Hilfe der Experimentalpsychologie erwiesen sei, dass ein „Dazwischenschalten“ eines Mediums die Irrationalität der Handlungen der Probanden erhöht hätte. Übertragen auf den Einsatz von Drohnen bedeute dies, dass durch Kamerateobachtung mehr falsche Lagebeurteilungen erfolgten, somit die Kollateralschäden erhöht würden. Er widersprach der Illusion des sauberen Krieges, der mittels „chirurgischer Schnitte“ Verluste unter der Zivilbevölkerung vermeiden würde. Zum Schluss seiner Ausführungen ging Dr. Freyberger auf die posttraumatischen Belastungsstörungen ein und sagte: „Wir muten den Soldaten etwas zu, das wir uns überlegen sollten.“

Bei der anschließenden Diskussion wurde deutlich, dass nicht die Drohnentechnik das Problem darstellt, sondern die Einsatzarten. Einigkeit herrschte darüber, dass Töten rechtfertigungspflichtig sei, wie Dr. Rudolf hervorhob. In Israel wache der oberste Gerichtshof über den Einsatz der Drohnen. Er warnte vor einem „einfachen Eindreschen“ auf Amerika. Dass Diskussionsbedarf herrsche, sei einleuchtend, aber man solle sich einer Vorverurteilung, die ja von Außenstehenden komme, hüten. Auch Prof. Statman betonte, dass Angehörige von getöteten Einsatzsoldaten andere Meinungen hätten, als ein Expertengremium „am grünen Tisch“. Schließlich würde der Einsatz von Drohnen gefährliche Kommandounternehmen überflüssig machen und dadurch Soldaten schützen.

Alle Beteiligten sahen die Drohnentechnologie als eine technische Weiterentwicklung an, die das Kriegsführen nicht revolutioniert hätte, aber das Einsatzszenario erweitert hätte. Hier läge die eigentliche Problematik, dass Geheimdienste, deren Kontrolle durch die Sache selbst schon schwierig sei, diese Technologie nützten und somit ein Wettüben auf diesem Gebiet stattfände. Die Frage der Proliferation sei erheblich komplexer als bei der Nukleartechnologie, die vertraglich geregelt sei. Bei der Drohnentechnik sei ein solcher Vertrag nicht vorstellbar. □

(Text und Fotos: Bertram Bastian)



Berlin, 5. Februar 2013

Für die Presse

Gemeinsame E R K L Ä R U N G

*des Katholischen Militärbischofs, Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
und des Vorsitzenden der Deutschen Kommission Justitia et Pax,
Bischof Dr. Stephan Ackermann*

Die Drohnenkriegsführung wirft ernste ethische Fragen auf. Die Bundesregierung ist in der Pflicht, vor der Anschaffung dieser Waffensysteme die entsprechenden Fragen zu beantworten

Seitdem die Bundesregierung die Absicht erklärt hat, bewaffnete Drohnen anzuschaffen, reißt die kritische öffentliche Diskussion um diese neue Waffengattung und die damit verbundenen Implikationen nicht ab. Wir begrüßen diese Diskussion, denn in der Tat wirft diese Waffengattung eine Reihe von ernsten ethischen Fragen auf. Diese haben sich zum Teil auch schon bei anderen Waffensystemen gestellt. Sie harren nunmehr aber mit verstärkter Dringlichkeit der Beantwortung. Die ethische Kernfrage lautet: Wie wirkt sich diese neue Waffengattung auf das ethische Ziel der Gewaltminimierung aus? Der berechtigte Verweis auf die Minimierung der Gefährdung für die eigenen Streitkräfte sowie die militärtechnologischen Entwicklungen geben allein keine hinlängliche Antwort auf die im Raum stehenden Fragen. Wir sind uns dabei bewusst, dass der Einsatz von Drohnen das Risiko für die eigenen Soldaten im Rahmen einer vertretbaren Operationsführung verringern kann und dies für die politisch Verantwortlichen gegenüber den Soldaten und ihren Familien ein nicht zu unterschätzendes Argument darstellt. Aber auch aus Verantwortung gegenüber den Soldaten müssen die folgenden fünf Problemkomplexe angesprochen werden:

1. Die Sorge macht sich breit, dass mit der Einführung dieser Waffensysteme die politischen und mentalen Schwellen zur Gewaltanwendung heruntergesetzt werden könnten, gerade weil die eigenen politischen „Kosten“ durch geringere eigene Verluste abnehmen. Es stellen sich die Fragen: Wie hat sich der Einsatz dieser Waffensysteme auf die Streitkräfte ausgewirkt, die bewaffnete Drohnen bereits nutzen? Wie sind die Konsequenzen für deren Militär- und Sicherheitspolitik? Welche Vorkehrungen werden getroffen, um ein eventuelles Absenken der Schwelle zur Gewaltanwendung zu verhindern?
2. Ein ethisch vertretbarer Einsatz bewaffneter Drohnen setzt voraus, dass zwischen Kämpfenden und Unbeteiligten unterschieden werden kann. Dies kann nur mit hinlänglich genauen Informationen gewährleistet werden: Wie können diese Informationsgewinnung und die erforder-

derliche Sorgfalt gesichert werden? Darf man durch den Einsatz von Drohnen das Risiko der eigenen Soldaten verringern, wenn dadurch die Gefahren für unbeteiligte Menschen erhöht werden? Diese Frage stellt sich verschärft bei militärischen Interventionen, die zum Schutz von Zivilbevölkerung unternommen werden.

3. Damit zusammenhängend steht die Frage im Raum, wer unter welchen Bedingungen und aufgrund welcher Kriterien die Entscheidung zur gezielten Tötung von Gegnern trifft. Wie ist zu gewährleisten, dass die Grenze zu extralegalen Hinrichtungen und somit zur faktischen Einführung der Todesstrafe im Falle bewaffneter Auseinandersetzungen nicht überschritten wird? Auch das Leben derer, die bekämpft werden, ist nach Möglichkeit zu schonen. Drohnen können keine Gefangenen machen. Wir wenden uns gegen einen Einsatz von Drohnen als Hinrichtungsinstrumente. Dies gilt umso mehr, als schon heute darüber diskutiert wird, dass Drohnen die Entscheidung zu töten „autonom“ treffen sollen. Die Tötung eines Menschen darf nicht durch einen Mechanismus ausgelöst werden.
4. Welche Vorkehrungen werden getroffen, um der Gefahr eines erneuten Wettrüstens um möglichst umfangreiche militärische Fähigkeiten zu begegnen?
5. Durch die Einsatzmöglichkeiten von Drohnen können sich die Grenzen des Kampfgebietes leicht auflösen. Hier stellen sich gravierende völkerrechtliche und letztlich auch ethische Probleme, die erst noch debattiert werden müssen.

Wir möchten an dieser Stelle eine Erfahrung des Ost-West-Konflikts in Erinnerung rufen: Es war allzu häufig nicht die strategische Planung, die die Entwicklung, Herstellung und Beschaffung von Waffen bestimmte, sondern umgekehrt war es die technische Entwicklung, die die Strategie bestimmte - mit gefährlichen Konsequenzen für die Stabilität der Abschreckung. Daher muss heute gefragt werden, in welche übergreifende politische und militärische Strategie mit welchen Zielsetzungen Drohnen eingebunden sind, so dass ihre Beschaffung heute als geboten erscheint? In welcher Weise ist diese Strategie an der Wertoption eines weltweit gerechten Friedens ausgerichtet? Ist berücksichtigt, welche Auswirkungen der Einsatz von Drohnen als Manifestation westlicher Überlegenheit auf die Völker hat, auf deren Territorien sie zum Einsatz kommen sollen?

Wir sehen vor allem die Bundesregierung in der Pflicht, *vor der Anschaffung* dieser Waffensysteme tragfähige Antworten zu formulieren, überzeugende Vorkehrungen zur Eindämmung der möglichen problematischen Nebenwirkungen zu treffen und diese in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Die bisherigen Antworten sind nicht befriedigend.

Leider müssen wir aber auch feststellen, dass die öffentliche Diskussion zunehmend zu einer unsachgemäßen Verhärtung der Positionen neigt. Wir halten daher eine erneute Versachlichung der Debatte für dringend geboten. In diesem Sinne empfehlen wir ein ausführliches **öffentliches Hearing im Deutschen Bundestag**, bei dem nicht zuletzt die oben genannten Fragestellungen zur Sprache kommen.

*Diese Pressemitteilung wird von Justitia et Pax zeitgleich versandt.
Doppelungen bitten wir zu entschuldigen.*

Todesstrafe für Bibelbesitzer

Das Hilfswerk Open Doors hat den Weltverfolgungsindex 2013 vorgelegt

VON CARL-H. PIERK

Seit dem Tod von Kim Jong Il hofft die Welt mit seinem Sohn Kim Jong Un auf eine Öffnung Nordkoreas. Doch jenseits der Propagandabilder sind im Reich der Kims noch immer geschätzte 200.000 Menschen in Todeslagern eingesperrt. Seit Jahrzehnten herrschen dort Zustände wie im russischen Gulag. Inzwischen gibt es tausende, die in den Lagern geboren wurden und die dort groß geworden sind. Einer von ihnen ist der 1982 geborene Shin Dong-hyuk, dem die Flucht in den Westen gelang. Der amerikanische Journalist Blaine Harden erzählt dessen Geschichte in dem Buch „Flucht aus Lager 14“. Shin Dong-hyuk wurde in einem Straflager in Nordkorea geboren und verbrachte die ersten 23 Jahre seines Lebens in einem solchen Straflager, bis er entfliehen konnte.

Sechs solcher Straflager soll es in Nordkorea geben. Offiziell bestreitet das Regime, dass sie existieren. Das „Lager 14“ ist auf Satelliten-Bildern zu erkennen. 40.000 Gefangene leben dort. Dort wurde Shin im Jahr 1982 geboren. Sein Vater saß hier ein, da seine Brüder nach Südkorea geflohen waren. Seine Eltern lernten sich im Lager kennen. Als Belohnung für hartes Arbeiten durften sie heiraten, alles unter der Kontrolle der Wärter. Hier wuchs Shin Dong-hyuk auf. „Die Begriffe Vater und Mutter waren für mich nichts weiter als Worthülsen“, sagt er. „Ich empfand keine Gefühle für sie. Sie waren einfach nur diejenigen, die mich erzeugt haben. Für mich waren sie lediglich Lagerhäftlinge wie alle anderen auch.“

Der Hunger war im Lager allgegenwärtig. Oftmals blieb Shin nichts anderes übrig, als Ratten zu essen. Wer Lebensmittel im Lager stahl, musste mit dem Tod rechnen: Als sein Lehrer bei einer Klassenkameradin fünf Maiskörner entdeckte, prügelte er sie vor ihren Mitschülern zu Tode. „Das gesamte Lagersystem basiert

darauf, mit Hunger Kontrolle auszuüben“, berichtet Shin Dong-hyuk. „Es geht darum, den Willen der Häftlinge zu brechen und sie dazu zu bringen, den Gefängniswärtern zu gehorchen.“

Totale Kontrolle in einer Welt ohne Liebe war für ihn ganz normal. Verrat war Pflicht. Als er eines Abends mitgehört hatte, dass seine Mutter und sein Bruder fliehen wollten, verriet er sie an einen Wärter. Der damals 13-Jährige hoffte dadurch auf Privilegien. Doch als vermeintlicher Komplize wurde er von den Wärtern daraufhin fast zu Tode gefoltert. Monate später musste er mit seinem Vater ansehen, wie seine Mutter erhängt und sein älterer Bruder erschossen wurde. Dass es eine Welt außerhalb des Lagers gibt, erfuhr Shin von einem Mithäftling aus der Elite Nordkoreas, von Park Chong-yul. Während eines Arbeitseinsatzes auf den Feldern zwängten sich die beiden im Januar 2005 durch den Elektrozaun des Lagers. Park bekam einen Stromschlag. Shin robbte über seinen regungslosen Körper in die Freiheit.

Nach Angaben des christlichen Hilfswerks Open Doors befinden sich etwa 50.000 bis 70.000 Christen in den Arbeitslagern Nordkoreas. Schon auf den Besitz einer Bibel steht die Todesstrafe. Die Gläubigen gelten dort als politische Feinde, da sie die „Juche“-Ideologie, die unter anderem den Menschen als Herrscher der Welt und Korea als Mittelpunkt der Welt bezeichnet, ablehnen und dem Staatsgründer Kim Il. Sung sowie seinem verstorbenen Sohn Kim Jon Il. keine gottgleiche Verehrung entgegenbringen wollen. Trotzdem geht Open Doors von 200.000 bis 400.000 Christen aus, die ihren Glauben in Hauskirchen im Untergrund leben.

Auf dem Weltverfolgungsindex 2013, den das Hilfswerk im Januar veröffentlicht hat, belegt nach wie vor das kommunistische Nordkorea Platz eins der Liste. Nach Nordkorea stehen

ausschließlich Länder auf dem Weltverfolgungsindex, in denen islamischer Extremismus herrscht. An zweiter Stelle steht Saudi-Arabien, danach folgen Afghanistan, der Irak und Somalia. Auf den Plätzen sechs bis zehn stehen die Malediven, Mali, Iran, Jemen und Eritrea. Auch in Libyen, das von Rang 26 auf Rang 17 vorrückte, leiden Christen unter islamischen Extremisten. In Saudi-Arabien gibt es eine eigene Religionspolizei, die auf die Einhaltung der Scharia achtet. Auch in Afghanistan können sich Christen nur in kleinen Gruppen einzeln treffen. Eine offizielle Kirche gibt es nicht mehr. Außerdem werden immer wieder ausländische Christen durch extremistische Gruppen wie die Taliban ermordet oder entführt und zum Verlassen des Landes gezwungen. Durch Revolutionen habe sich in vielen Ländern ein Machtvakuum aufgetan, sagt Markus Rode, Leiter von Open Doors Deutschland. Extremistische muslimische Organisationen bekämen so die Chance zur Machtergreifung. Herausragendes Beispiel dafür sei Ägypten, wo Revolution und demokratische Wahlen den Muslimbrüdern und Salafisten als Trittbrett zur Machtübernahme gedient hätten. In diesem Land und im Sudan, Nigeria, Syrien und im Irak stehen besonders Christen muslimischer Herkunft im Fokus. Sie gelten nach der Scharia als vom Islam Abgefallene. Ihnen drohe die Todesstrafe.

Auch in Ländern, in denen keine mehrheitlich muslimische Bevölkerung lebt, leiden Christen unter Gewalt und Unterdrückung. Als auffallendes Beispiel nennt Open Doors Syrien. Durch den Bürgerkrieg im Land werden viele Christen durch ausländische Islamisten, die der Syrischen Befreiungsarmee angehören, ins Visier genommen. Das Land rückt 2013 deshalb von Platz 36 auf Platz 11 vor. Weitere Länder, in denen Christen durch Islamisten aus Nachbarstaaten

verfolgt werden, sind Kenia, Uganda und Tansania.

Der aktuelle Weltverfolgungsindex zeigt aber auch einige – zweifelhafte – Verbesserungen. China belegt nur noch Platz 37. Im vergangenen Jahr stand das Land auf Platz 21. Kirchen gelten dort zwar weiterhin als illegal, Hauskirchen dürfen aber bestehen, wenn sie sich an bestimmte Regeln halten, und Gottesdienste dürfen gefeiert werden. Die Regierung übt jedoch eine strenge Kontrolle aus und verlangt genauen Bericht über die Aktivitäten der Christen. Trotzdem befinden sich nach Schätzungen von Open Doors weiterhin etwa 100 Christen im Gefängnis. Auch der südasiatische Staat Bhutan rutschte einige Plätze nach hinten. Er liegt nun an 28. statt an 17. Stelle. Open Doors weist darauf hin, dass die Verbesserung dieser Länder lediglich an einer Verschlechterung der Situation in anderen Ländern liege.

Der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Volker Kauder, bezeichnete die Ergebnisse des Index als alarmierend. Es müsse immer wieder auf die Bedeutung der Religionsfreiheit hingewiesen werden. Das könne bereits der erste Schritt zu einer Verbesserung der Situation der Christen sein, heißt es in einer offiziellen Stellungnahme. Der CSU-Europaabgeordnete Martin Kastler forderte von der Politik, das Thema Christenverfolgung und Religionsfreiheit verstärkt zu thematisieren. Gerade für eine effektive Entwicklungspolitik auf dem afrikanischen Kontinent müsse dort Frieden entstehen. Das funktioniere aber nur, wenn Menschen nicht um ihres Glaubens willen verfolgt würden.

Seit 1993 veröffentlicht Open Doors jedes Jahr den Weltverfolgungsindex. Damit wird das Ausmaß von Verfolgung und Diskriminierung von Christen in aller Welt erfasst und dokumentiert. Erstellt wird der Index von einer internationalen Expertengruppe, deren Mitglieder in engem Kontakt mit den Mitarbeitern des Hilfswerks in den betroffenen Ländern stehen. Zunächst werden einheimische Mitarbeiter befragt, die in den Ländern tätig sind, in welchen Christen ihren Glauben nicht frei leben können. Zusätzlich werden Experten unterschiedlicher Fachberei-

che um ihre Einschätzung gebeten. Das sind zum einen Forscher und Spezialisten aus den betroffenen Ländern, die dort für Open Doors tätig sind sowie externe Experten, darunter Forscher und Journalisten. Auf Basis der Rückläufe nehmen die Analysten bei Open Doors International eine Bewertung vor, die zur Platzierung auf dem Index führen.

Open Doors folgt bei seinen Recherchen einem weiten Verständnis des Begriffs „Christenverfolgung“. Danach herrscht Verfolgung nicht nur, wenn der Staat Einzelne oder ganze Gruppen von Christen wegen ihres Glaubens einsperrt, verletzt, foltert oder tötet, wie es die Realität in vielen Ländern ist. Verfolgung herrscht auch dann, wenn Christen aufgrund ihres Glaubens ihre Arbeit oder ihre Lebensgrundlage verlieren, wenn Kinder aufgrund ihres Glaubens oder des Glaubens ihrer Eltern keine oder nur eine schlechte Schulbildung bekommen oder Christen aufgrund ihres Glaubens aus ihren angestammten Wohngebieten vertrieben werden. Auch wenn es Andersgläubigen gesetzlich oder zumindest gesellschaftlich nicht erlaubt

ist, zum Christentum zu konvertieren und sich zum christlichen Glauben zu bekennen – wenn Gläubige also mit Konsequenzen für Familie, Besitz, Leib und Leben rechnen müssen, spricht Open Doors von Christenverfolgung. Ebenso verhält es sich, wenn es Christen nicht erlaubt ist, Kirchen zu bauen oder sich auch nur privat zu versammeln, wenn die Registrierung einer christlichen Gemeinde oder Organisation nur unter schikanösen Bedingungen oder auch gar nicht möglich ist. Ob dies bereits Verfolgung oder Diskriminierung zu nennen ist, sieht Open Doors als nicht entscheidend an.

Der Weltverfolgungsindex 2013 bezieht sich auf einen Zeitraum vom 1. November 2011 bis zum 31. Oktober 2012. Er dokumentiert die Christenverfolgung in 50 Ländern. Derzeit werden laut Angaben der Organisation rund 100 Millionen Menschen weltweit wegen ihres christlichen Glaubens verfolgt oder bedrängt. Der Index hat noch eine andere Botschaft – dass nämlich selbst in hochgradig christenfeindlichen Staaten Christen im Verborgenen an ihrem Glauben festhalten. □

Kurznachrichten

Ex-Verfassungsgerichtspräsident Papier: Ehe-Privileg nicht zu halten

In der Debatte um die Gleichstellung homosexueller Paare sieht der frühere Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Hans-Jürgen Papier, keine Chance, die rechtliche Besserstellung der Ehe gegenüber anderen Formen des Zusammenlebens aufrecht zu erhalten. Der „Bild“-Zeitung sagte Papier: „Die Privilegierung der Ehe im Verhältnis zur eingetragenen Lebenspartnerschaft ist rechtlich nicht mehr zu halten.“

Zwar bleibe der besondere Schutz der Ehe nach Artikel 6 des Grundgesetzes weiterhin bestehen, fügte der Verfassungsrechtler hinzu. „Ihn mit Leben zu füllen, wird aber immer schwieriger.“ Papier sieht keinen Spielraum für den Gesetzgeber. „Durch die Einführung der eingetragenen Partnerschaft im Jahre 2001 und die Billigung durch das Bundesverfassungsgericht im Jahre 2002 sind die Würfel gefallen“, sagte er. Spätere Urteile hätten die Gleichstellung immer wieder verlangt. Die Unterscheidung nach der sexuellen Orientierung sei grundsätzlich verfassungsrechtlich unzulässig. „Das hat auch der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte so entschieden.“

Eine rechtliche Unterscheidung zwischen Ehe und Partnerschaft ist nach Ansicht Papiers nicht möglich. „Die Sonderstellung der Ehe im Grundgesetz wird damit begründet, dass sie auf Dauer angelegt ist und auf der für den Partner übernommenen Verantwortung gründet. Darin unterscheiden sich Ehe und eingetragene Partnerschaft nicht. Im Grunde sind Ehe und eingetragene Partnerschaft juristisch gesehen weitestgehend gleich.“ □

(KNA)

Gebirgsjäger feiern Stallweihnacht mit traditionellem Krippenspiel

Inmitten des abendlichen dichten Tannenwaldes steht ein alpenländischer Stall, darin angebunden Ochs und Esel. Sie fressen gemächlich das Heu, das ihnen der Hirte zurechtgelegt hat. Neben der Feuerstelle haben sich auf Stroh Schäfer mit ihren Herden niedergelassen. Über ihnen leuchtet in kräftigem Gelborange der große Weihnachtsstern, dessen Schweif den heiligen drei Königen aus dem Morgenland ihren Weg zu diesem besinnlichen Ort gewiesen hat. Sie alle sind gekommen, um dem Christuskind zu huld-

Anwesenden zwischen den angebundenen Haflingern und Maultieren dem lebendigen Vortrag von Oberfeldveternär Dr. Franz Edler von Rennenkampff, dem Leiter des Zentrums. Er erzählt die Entstehungsgeschichte der im Laufe der Jahrzehnte weit über die Grenzen des Berchtesgadener Landes

Das Krippenspiel wurde schließlich öffentlich und ist in seiner Art und Größe inzwischen einzigartig in Europa. Dann wird zum Beginn des Krippenspiels in die eisig kalte Reithalle gebeten. Dick eingepackt mit den bereitliegenden Bundeswehr-Wolldecken verfolgen die Gäste sowie die weiteren etwa 800 Zuschauer aus nah und fern die Vorstellung. In der Aufführung spielen die Soldatinnen und Soldaten, die als Hirten, Könige, Engel sowie als Maria und Josef kostümiert sind, die Szenen aus der Bibel rund um die Geburt Jesu nach. Das Bühnenbild und die Kulisse haben die Gebirgsjäger selbst entworfen und gebaut. Zusätzlich sorgt bei der Inszenierung die Anwesenheit lebender Tiere für das Gefühl des heimeligen Dabeiseins.

Oberbayerische Volksmusik von Gruppen und Solisten aus der Region sorgten auch 2012 wieder für vorweihnachtliche Stimmung und machten die Stallweihnacht zu einem unvergesslichen Ereignis. Die glücklichen Gesichter der Zuschauer und lang anhaltender Beifall waren der Lohn für die Arbeit der Bühnenkünstler. Unter den Gästen der Vorstellung war ebenfalls der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant Bruno Kasdorf. In seiner Begleitung waren Generalleutnant Franz Reißner, Kommandant der Streitkräfte des Österreichischen Bundesheeres und der Kommandant des Schweizer Heeres, Korpskommandant Dominique Andrey (Bild). Der gemeinsame Besuch der Stallweihnacht bildete den Abschluss eines Treffens zum Gedankenaustausch der drei Heeresbefehlshaber.

Insgesamt erlebten das Krippenspiel der Bad Reichenhaller Gebirgsjäger in vier Aufführungen über 3.000 Zuschauer. Unter ihnen auch Bundesverkehrsminister Dr. Peter Ramsauer, Vertreter der Landes- und Kommunalpolitik sowie Gäste aus Bundeswehr und Gesellschaft. □

(Text: Pressestelle GebJgBrig 23,
Foto: PIZ Heer)



Von links: Korpskommandant Dominique Andrey, Generalleutnant Franz Reißner, Generalleutnant Bruno Kasdorf

gen, welches in dieser Nacht geboren wurde. An seiner Krippe wachen anächtig Maria und Josef. Wenn es nun dunkler wird in der Reithalle der Bad Reichenhaller Hochstaufen-Kaserne und die Aufführung des Krippenspiels der traditionellen Stallweihnacht bei der Gebirgsjägerbrigade 23 beginnt, dann finden die Zuschauer in dieser Kulisse Momente der Ruhe und des Friedens.

Der Gastgeber des Abends, Brigadegeneral Michael Matz, Kommandeur der Gebirgsjägerbrigade 23, begrüßt bei einem kleinen Empfang in den historischen Stallungen des Einsatz- und Ausbildungszentrums für Gebirgstragtierwesen 230 die militärischen Gäste des Abends. Bei einem wärmenden Glühwein lauschen die

berühmt gewordenen Stallweihnacht der Bad Reichenhaller Tragtierführer.

Begonnen hat alles im Jahr 1962. Ein Tragtierzugführer lud in der Weihnachtszeit seine Soldaten und ihre Angehörigen in den Stall ein. In einem geschmückten Haferkarren, auf dem ein kleiner Tannenbaum stand, lagen kleine Leckereien wie Äpfel und Möhren, die an die Mulis und Haflinger verfüttert wurden. Im Laufe der Jahre kamen immer mehr Soldaten mit ihren Angehörigen, Freunden und Bekannten zum vorweihnachtlichen Beisammensein in den Stall.

Die Soldaten entwickelten dafür ein Drehbuch zur Vorführung eines Krippenspiels, und schnell wurde die Stallgasse zu klein. Man wich in die große Reithalle der Kaserne aus.

„die heutigen Probleme der Gesellschaft und der Kirche“

Interview mit Rainer Maria Kardinal Woelki, Erzbischof von Berlin

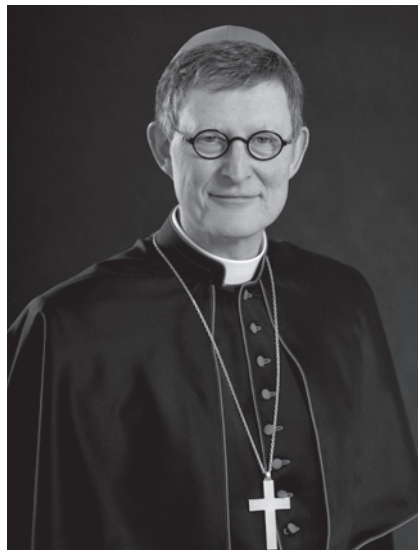
AUFTRAG: *Herr Kardinal, manche befürchten ja, durch die Forderung, Kleinkinder durch den Staat in Kindertagesstätten erziehen zu lassen, werde das sozialistische Erziehungsmodell „durch die Hintertür“ wieder eingeführt. Wie sehen Sie diese Entwicklung?*

Kardinal Woelki: Für die deutschen Bischöfe hat bekanntlich der Familienbischof, mein Mitbruder Franz-Peter Tebartz-van Elst, klar hierzu Stellung genommen und insbesondere auf die Wahl- und Entscheidungsfreiheit der Eltern hingewiesen. Ich kann mich dem nur anschließen. Gerade an der „Nahtstelle der Systeme“ hier in Berlin will ich vorsichtig sein mit der Erneuerung ideologischer Grabenkämpfe. Das Wohl der Kinder und die Förderung der Familie müssen im Mittelpunkt und Fokus bleiben. Sicherlich läuft etwas falsch, wenn Eltern sich faktisch genötigt sehen aus ökonomischen oder ideologischen Gründen, die Erziehung ihrer Kinder gerade in den ersten Jahren abzugeben, andererseits sind unsere Pfarrgemeinden auch in Berlin Träger von Kindertagesstätten, die auch bereits Kinder unter drei Jahren aufnehmen. Außerdem sehe ich, dass manchen Eltern eine Unterstützung bei der Erziehung ihrer Kleinkinder sehr gut tun würde.

AUFTRAG: *Während es in Berlin auch durch ein entsprechendes Volksbegehren nicht gelungen ist, den Religionsunterricht als ordentliches Unterrichtsfach einzuführen, wollen andere Bundesländer wie Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen einen Islamunterricht einführen. Wird hier einer „Islamisierung“ der Bundesrepublik Vorschub geleistet?*

Kardinal Woelki: Ich bin fest davon überzeugt, dass es Kindern jeglicher Religionszugehörigkeit gut tut, sich im schulischen Religionsun-

terrichtet mit dem Wissen um ihren eigenen Glauben auseinanderzusetzen. So wachsen sie zu mündigen Christen, Juden oder Muslimen heran, nur so sind sie in der Lage, einen eigen-



nen Standpunkt zu entwickeln und ihn auch selbstbewusst aber offen im Dialog mit anderen Religionen und Weltanschauungen zu vertreten. Mit der Berliner Variante eines freiwilligen zusätzlichen Angebots kann ich mich nur schwer anfreunden, es liegt im Wesen der Schule, dass verpflichtende Angebote ein höheres Gewicht bekommen. Die Einführung eines Religionsunterrichts für Muslime hat mit Islamisierung nichts zu tun. Was wir – mit guten Gründen – für den christlichen Glauben fordern, kann für den Islam nicht falsch sein. Ich verbinde damit auch die Hoffnung, dass auch junge Muslime in die Lage versetzt werden, informierter und aufgeklärter über ihren Glauben zu sprechen.

Allerdings lege ich Wert darauf, dass dort, wo man bekenntnisorientierten islamischen Religionsunterricht einführt – Sie haben Nordrhein-Westfalen genannt – auch die Vorgaben des Grundgesetzes beachtet. Unsere Verfassung setzt voraus, dass der Staat in einer Religionsgemeinschaft einen zuverlässigen Ansprechpartner hat, der Inhalte und Ausgestaltung

des Religionsunterrichts eigenverantwortlich und selbstbestimmt vertritt. Modelle, die in den letzten Jahren diskutiert werden und eine Einmischung des Staates ermöglichen, da sie letztlich die Frage nach dem Ansprechpartner unbeantwortet lassen, sehen wir daher kritisch.

AUFTRAG: *Viele Gläubige sind aufgrund der Kirchensteuer aus der Kirche ausgetreten, wieder andere wollen Kirche „von unten“. Ist die Kirche in Deutschland in der Krise oder ist es vielmehr eine „Gottes-Krise“, da der moderne Mensch Gott aus seinem Alltagsleben verdrängt hat?*

Kardinal Woelki: Ich glaube nicht, dass die Menschen in erster Linie wegen des Geldes aus der Kirche austreten. Als Bischof nehme ich die vielen Austritte als den schmerzlichen Hinweis, dass erstaunlich viele Menschen sich schon lange offenbar von „ihrer“ Kirche entfernt haben, dass ein äußerer Anlass genügt, um sie zum Austritt zu bewegen. Dazu haben wir als Kirche auch beigetragen. Umso mehr teile ich das Anliegen des Heiligen Vaters: die Frage nach Gott wieder zu stellen, dass sich die Menschen wieder auf die Suche machen nach Gott.

AUFTRAG: *Die Kirche hat schon viele Krisen durchlebt und existiert seit 2.000 Jahren. Gerade die Katholische Kirche hat einen „langen Atem“. Da der Gesprächsprozess bis 2015 abgeschlossen sein soll, wie kann den engagierten Gläubigen vermittelt werden, dass die Kirche nicht die Probleme „aussitzt“ sondern gemeinsam mit den Gläubigen angeht?*

Kardinal Woelki: Die Kirche, das sind die Gläubigen! Und es wäre schlimm, wenn wir ab 2015 nicht mehr miteinander reden würden. Ich bin froh, dass wir schon jetzt funktio-

**Beschreibung:**

Von Rot und Blau gevierter Schild mit eingepfropfter goldener Spitze; Feld 1: zwei gekreuzte silberne Schlüssel; Feld 2: ein silbernes Tatzenkreuz; Feld 3: eine goldene Hausmarke („pommersches Kreuz“); Feld 4: zwei gekreuzte silberne Bootshaken, oben begleitet von einem sechsstrahligen silbernen Stern; in der Spitze ein blaues Rad mit 6 roten Keilen als Speichen, abwechselnd nach außen oder innen gerichtet.

Hinter dem Schild ein goldenes Doppelkreuz als Vortragekreuz, überhöht von einem roten Kardinalshut mit beidseitig an roten Schnüren herabhängenden je fünfzehn (1 : 2 : 3 : 4 : 5) roten Quasten, unten belegt mit dem silbernen Pallium, darunter ein silbernes Schriftband mit der Devise „Nos sumus testes“.

Erläuterung:

Der Schild vereint in der Sprache der Heraldik das Wappen des Berliner Erzbistums mit dem persönlichen Wappen des Kardinals. Die Felder 1, 2, 3 und 4 zeigen die Wappen der vorreformatorischen Vorgängerdiözesen Brandenburg, Havelberg, Cammin und Lebus. Im Schildfuß verweist das sogenannte Rad des hl. Bruders Klaus auf das Patrozinium der Heimatpfarre des Kardinals in Köln-Mühlheim. Drei der sechs „Speichen“ (Strahlen) des Meditationsrades gehen von der Mitte aus, so wie sich Gott in Liebe den Menschen zuwendet; drei „Speichen“ weisen den umgekehrten Weg, sie führen zu Gott, der auf die Antwort derer wartet, die ihn lieben.

Begleitet wird der Schild von den heraldischen Insignien des Erzbischofs: dem goldenen Doppelkreuz und dem silbernen Pallium – einer ringförmigen mit 6 schwarzen Kreuzen belegten Wollstola, von der jeweils ein bleibeschwertes Endstück herabhängt – sowie dem roten Kardinalshut mit je fünfzehn Quasten. Das Schriftband trägt die Devise „Nos sumus testes (horum verborum)“ aus Apostelgeschichte 5,32 und lautet übersetzt: „Zeugen dieser Ereignisse sind wir“ oder mit den Worten des II. Vatikanischen Konzils über die Hirtenaufgabe der Bischöfe „Zeugen Christi vor allen Menschen“ (Christus Dominus, 11).

nierende Strukturen haben auf allen Ebenen, vom Pfarrgemeinderat bis zur Bischofssynode und dem Konsistorium der Kardinäle, wo miteinander gesprochen wird und auch an den Problemen gearbeitet wird. Wenn wir einen „langen Atem“ haben, dann heißt das nicht, dass ich in langatmigen Diskussionen den zermürben will, der eine andere Auffassung hat, in der Gewissheit, doch am längeren Hebel zu sitzen. „Jetzt ist die Zeit, jetzt ist die Stunde“, heißt es in einem neuen geistlichen Lied, ich verstehe die Ungeduld vieler Gläubigen, ich bin selbst nicht immer der Geduldigste. Andererseits kann das nicht heißen, dass wir jetzt alle Wünsche erfüllen.

AUFTRAG: Wäre die Öffnung des Diakonats für Frauen nicht eine Gelegenheit, die immer wieder geforderte Neuevangelisierung auf eine breitere Basis zu stellen?

Kardinal Woelki: Ich halte es für den falschen Weg, die Frage nach der Neuevangelisierung mit dem Diakonat der Frau zu verknüpfen. Für die Neuevangelisierung können wir auf Frauen auf gar keinen Fall verzichten. Das fängt schon damit an, dass in der Regel die Mütter die ersten sind, die ihren Kindern den Glauben und Gottvertrauen vermitteln. Frauen sind wichtige Zeuginnen des Glaubens, ob das die Ministrantinnen oder Ordensschwestern sind, die Frauen in der theologischen Lehre und Forschung, die vielen Frauen in unseren Gremien und Verbänden, aber auch in der Politik und der Kunst. Zu aller Zeit hat die Kirche Kirchenlehrerinnen ernannt. Ich denke nicht nur in der Kirche sollten wir uns angewöhnen, mehr auf die Frauen zu hören und auf ihr Zeugnis und ihre Verkündigung vertrauen.

AUFTRAG: Wo sehen Sie als Repräsentant der Kirchenführung noch Bedarf in der Umsetzung des II. Vaticanums?

Kardinal Woelki: Das Zweite Vatikanische Konzil selbst hat von der Kirche als „Volk Gottes unterwegs“ gesprochen. Damit hat die Umsetzung des Konzils eine Dynamik, die nicht nach Abgeschlossenheit strebt, bzw.

eine eschatologische Dimension erhalten. Wir sind auf dieser Erde nicht ganz zuhause. Wenn mit Umsetzung gemeint ist Abschluss oder „Es sich gemütlich machen im Erreichten“, dann darf es eigentlich nie ganz umgesetzt sein. Wenn wir das aber verstanden haben, dass wir immer unterwegs sind auf unserem Weg zu Christus, dann ist es umgesetzt.

AUFTRAG: *Der Militärbischof ist immer ein amtierender Diözesanbischof. Hat man mit der Leitung einer Diözese nicht genug zu tun, dass in den Zeiten der Auslandseinsätze mit Tod und Verwundung das wichtige Amt des Militärbischofs zur Nebenbeschäftigung wird?*

Kardinal Woelki: Ich habe hohen Respekt vor Bischof Overbeck und der Doppelbelastung, die er zu tragen hat. Dennoch wollen wir schon aus historischen Gründen daran festhalten. Ich verstehe es aber auch so,

dass damit zum Ausdruck gebracht wird: Die Seelsorge für unsere Soldaten geht uns als Kirche alle an, das dürfen wir nicht an einen Spezialisten am Rande delegieren oder abschieben. Die zahlreichen Veränderungen in der Bundeswehr dürfen uns nicht gleichgültig sein, wie viel mehr muss uns die Sorge um die Menschen umtreiben, die letztlich ihr Leben für uns riskieren.

AUFTRAG: *Militärseelsorger haben im Regelfall keine „Sonntagsgemeinde“, da die Bundeswehr mittlerweile fast nur aus Pendlern besteht. Wäre die Einbindung der Militärseelsorger an den Standorten für die Sonntagsmessen nicht eine Möglichkeit, die Militärseelsorge in der katholischen Öffentlichkeit besser sichtbar zu machen?*

Kardinal Woelki: So wie die Kaserne vor Ort nicht unbemerkt bleibt und zahlreiche Wechselwirkungen mit

der Kommune auslöst, Arbeitsplätze schafft und Infrastruktur, so ist das ja auch für andere Orte, an denen wir als Kirche seelsorglich tätig sind: Gefängnisse und Krankenhäuser aber auch unsere Schulen und Kitas stehen in einer Wechselwirkung zu den Ortsgemeinden. Für die pastorale Planung in meinem Bistum wird all das in den Blick genommen werden, wenn neue Zusammenhänge entstehen, warum nicht auch die Bundeswehr-Standorte. Und umgekehrt ist beispielsweise schon längst der Militärgeneralvikar ein hochwillkommener Zelebrant in unserer Kathedrale.

AUFTRAG: *Eminenz, ich bedanke mich für die Beantwortung der Fragen.* □

Die Fragen wurden von Bertram Bastian gestellt, das Foto und das Wappen mit Erläuterungen stammen vom Erzbistum Berlin

Kurznachrichten

Deutsche Bischöfe im Einklang mit der Lehre der Kirche

Ungenauer Sprachgebrauch in der Angelegenheit der so genannten „Pille danach“ stiftete auch unter Katholiken Verwirrung. Die Linie der Deutschen Bischofskonferenz in dieser Frage sei absolut richtig. Dies bestätigte der Präsident der „Päpstlichen Akademie für das Leben“, Bischof Ignacio Carrasco de Paula, nach Radio Vatikan am Rande eines Kongresses seiner Akademie im Vatikan. Was die deutschen Bischöfe bei ihrer jüngsten Vollversammlung erklärt hätten, entspreche dem, was der Vatikan bereits seit 50 Jahren lehre.

Bischof Carrasco de Paula habe betont, dass auch viele Katholiken diese Lehre mehrfach falsch verstanden hätten. Der entscheidende Punkt sei, so Carrasco, dass laut Lehre der Kirche nach einer Vergewaltigung Mittel erlaubt seien, die eine Befruchtung der Eizelle verhindern. Eine mit Gewalt aufgezwungene sexuelle Vereinigung könne nicht als ein für das Leben offener Akt verstanden werden, wie es für eine Ehe gelte. Daher seien Mittel erlaubt, die eine Befruchtung verhinderten. Mittel, die den Tod einer befruchteten Eizelle oder eines Embryos herbeiführten, seien hingegen moralisch nicht gestattet.

Durch den ungenauen Sprachgebrauch, der zwei ganz unterschiedliche Präparate unter dem Oberbegriff „Pille danach“ zusammenfasse, sei es zur Verwirrung gekommen.

Die Vollversammlung hat bekräftigt, dass in katholischen Krankenhäusern Frauen, die Opfer einer Vergewaltigung geworden sind, selbstverständlich menschliche, medizinische, psychologische und seelsorgliche Hilfe erhalten. Dazu kann die Verabreichung einer „Pille danach“ gehören, insofern sie eine verhütende und nicht eine abortive Wirkung hat. Medizinisch-pharmazeutische Methoden, die den Tod eines Embryos bewirken, dürfen weiterhin nicht angewendet werden. Die deutschen Bischöfe vertrauen darauf, dass in Einrichtungen in katholischer Trägerschaft die praktische Behandlungsentscheidung auf der Grundlage dieser moraltheologischen Vorgaben erfolgt. Auf jeden Fall ist die Entscheidung der betroffenen Frau zu respektieren. Die Vollversammlung anerkennt die Notwendigkeit, neben ersten Stellungnahmen zur „Pille danach“ die weiteren Zusammenhänge der Fragestellung – auch im Kontakt mit den in Rom Zuständigen – vertieft zu ergründen und notwendige Differenzierungen vorzunehmen. Die Bischöfe werden entsprechende Gespräche mit den Verantwortlichen der katholischen Krankenhäuser, mit katholischen Frauenärztinnen. Die Bischöfe werden entsprechende Gespräche mit den Verantwortlichen der katholischen Krankenhäuser, mit katholischen Frauenärztinnen und -ärzten sowie mit Beraterinnen und Beratern führen.“ □

(Von Jan Bentz/ZENIT)

Soziales Engagement im Geist des heiligen Franz von Sales

Der französische Ordensgründer Louis Brisson wurde am 22. September 2012 selig gesprochen. Seit fast achtzig Jahren warteten die Oblatinnen und Oblaten des hl. Franz von Sales auf diesen Tag. Nun war es so weit: am 22. September 2012 wurde ihr Ordensgründer, der französische Priester Louis Brisson (1817-1908), in der Kathedrale von Troyes, der Hauptstadt des Champagners, selig gesprochen.

Im Dienst für die Arbeiterinnen und Arbeiter

Louis Brisson wurde 1817 in Plancy geboren und hatte bereits als Kind den Wunsch, Priester zu werden. Kurz nach seiner Priesterweihe begegnete er Maria Salesia Chappuis (1793-1875), Oberin des Klosters der Heimsuchung Mariens („Salesianerinnen“) in Troyes. Diese drängte ihn, einen Männerorden im Geist des heiligen Franz von Sales (1572-1622) zu gründen, da der Heilige selbst diese Idee aufgrund seines frühen Todes nicht mehr verwirklichen konnte. Damit änderte sich das bisher eher geruhsame Leben des jungen Priesters schlagartig. Zu diesem Zeitpunkt interessierte ihn nämlich alles andere mehr als die visionären Ideen einer Ordensfrau.

Vor allem sah er im Zeitalter der Industrialisierung die vielen jungen Arbeiterinnen und Arbeiter, die auf Arbeitssuche zu den neuen Fabriken vom Land in die Städte strömten, ohne dort eine richtige Unterkunft zu haben. So gründete er für die Jungarbeiterinnen Heime und Werkstätten und sorgte sich für deren religiöse und soziale Bildung. Ebenso wurde er in der Diözese Troyes zur führenden Gestalt des Franz von Sales-Vereins, eines katholischen Erwachsenenbildungswerkes zur Erneuerung des katholischen Glaubens in Frankreich nach den Jahren der Revolution und der napoleonischen Kriege. Er machte sich auch als Erfinder einen Namen. So konstruierte er eine astronomische Uhr, die bei der Weltausstellung in Paris den zweiten Platz erzielte. Der erste Platz blieb ihm verwehrt, da sich die französische Regierung damals nicht erlauben konnte, einem katholischen Priester mit einem ersten Preis zu belohnen.

Ordensgründer

Sein soziales Engagement für die Jungarbeiterinnen führte ihn dazu, eine Schwesterngemeinschaft ins Le-

ben zu rufen. 1866 gründete er zusammen mit der heiligen Leonie Aviat (1844-1914), die den Ordensnamen Franziska Salesia annahm, die Oblatinnen des heiligen Franz von Sales. Die ersten Oblatinnen übernahmen die Leitung seiner Heime und die Sorge um die Erziehung der Mädchen.

Was aber war mit der Idee des salesianischen Männerordens geschehen? Maria Salesia Chappuis jedenfalls vergaß diese Idee nicht. Als sich Louis Brisson bereit erklärte, das einzige katholische Gymnasium für Jungen in Troyes zu übernehmen, sah sie darin ein göttliches Zeichen, dass es nun an der Zeit sei, diese Männergemeinschaft zu gründen. 1872 erhielten die ersten Lehrer dieses Gymnasiums zusammen mit Louis Brisson die Erlaubnis, als Gemeinschaft im Geist des heiligen Franz von Sales zu leben. 1875 wurden die Oblaten des heiligen Franz von Sales als Ordensgemeinschaft päpstlich anerkannt.

In seinen letzten dreißig Lebensjahren erlebte Louis Brisson nicht nur das Aufblühen seiner beiden Ordensgemeinschaft und deren Ausbreitung in zahlreiche Länder der Erde, unter anderem in Afrika, Nord- und Südamerika, sondern auch die Zerstörung seiner zahlreichen Werke in Frankreich. Aufgrund des französischen Kirchenkampfes wurden die Oblatinnen und Oblaten 1903 gesetzlich verboten und aus Frankreich vertrieben. Louis Brisson zog sich in seinen

Geburtsort Plancy zurück und starb dort am 2. Februar 1908.

Der lange Weg zur Seligsprechung

Am 11. Februar 1938 wurde der Informativprozess für die Seligsprechung von Louis Brisson in der Diözese Troyes eröffnet. Aufgrund des Zweiten Weltkrieges konnte dieser erst in den 1950-Jahren abgeschlossen werden. 1964 wurde dann der Seligsprechungsprozess in Rom eröffnet. Am 19. Dezember 2009 wurde das Dekret über die Heroizität der Tugenden von Louis Brisson von Papst Benedikt XVI. unterzeichnet. Das zur Seligsprechung notwendige Wunder wurde zwei Jahre später, am 19. Dezember 2011, anerkannt.

Das Fest der Seligsprechung begann am 21. September 2012 in der Kathedrale von Troyes mit einem Abend der Besinnung und Einstimmung. Am 22. September 2012 leitete Angelo Kardinal Amato SDB, der Präfekt der Kongregation für Selig- und Heiligsprechungsprozesse, in Vertretung von Papst Benedikt XVI. im Rahmen eines Festgottesdienstes in der Kathedrale von Troyes die Seligsprechung. Am 23. September 2012 wurde das Wochenende der Seligsprechung mit einer Dankmesse in der Pfarrkirche von Plancy, in der Louis Brisson getauft wurde, seine Erstkommunion empfing und seine erste Heilige Messe als Priester feierte, abgeschlossen. □

(Text: P. Herbert Winklehner
OSFS aus der Pressemitteilung)

Redaktionsschluss für

AUFTRAG 290

Freitag, 12.04.2013

Buchbesprechung

Muslime in der Waffen SS

Man möchte im Grunde genommen nichts mehr hören von dieser schrecklichen Zeit des Nationalsozialismus. Dennoch ist man hin und wieder überrascht, wenn neue, bis dahin unbekannte Details bekannt werden. Warum diese erst jetzt an die Öffentlichkeit kommen, könnte daran liegen, dass die Zeitzeugen jetzt das Schweigen brechen oder ihre Erinnerungen veröffentlichen. So auch mit diesem äußerst interessanten Buch über die Division Handžar, eine muslimische Division in der Waffen-SS, die in den Bergen Nord-Ost Bosniens gegen die Tito-Partisanen und die serbischen



Tschetniks eingesetzt wurde. Zvonimir Bernwald schildert in dem vorliegenden Buch sein Heranwachsen in Slavonski Brod, das unproblematische Nebeneinander verschiedener Religionen, das Verhärten, als die Ideologien aller Seiten die Überhand bekam und seinen Einsatz als Dolmetscher in dieser 13. Waffen-Gebirgs-Division der SS, die aus insgesamt 15.000 bosnischen Muslimen, die sich freiwillig gemeldet hatten, bestand. Das besondere an diesem Buch ist nicht nur die Geschichte dieses Verbandes, der eine Meuterei zu überstehen hatte und

in schwere Kämpfe gegen die Partisanen eingebunden war, sondern auch die bislang unveröffentlichten Fotos und die Faksimile der Divisionszeitung, die einen sehr guten Einblick in die öffentliche Darstellung dieses einmaligen Verbandes gewährt. Leicht lesbar gibt dieses Buch einen Einblick in das Verhältnis von Islam und Nationalsozialismus. Ersterer repräsentiert vom Großmufti von Jerusalem Amin el-Husseini und letzterer durch den Reichsführer-SS Heinrich Himmler.

Muslime in der Waffen-SS, Erinnerungen an die bosnische Division Handžar (1943-1945) von Zvonimir Bernwald, Ares-Verlag, Graz, 416 Seiten, ISBN 978-3-902732-002

Zwischen Weiß und Rot Die russische Tragödie

Der Autor des Buches Edwin Erich Dwinger, Sohn eines Marineoffiziers, meldete sich zu Kriegsbeginn 1914 als Kriegsfreiwilliger und geriet verwundet Ende 1915 in russische Gefangenschaft. Nach einer abenteuerlichen Flucht 1919, geriet er in die Auseinandersetzung zwischen den Weißen (Zarentreue) und den Roten (Bolschewiken) und erst 1921 erreichte er das Nachkriegsdeutschland.

Man kennt die Russische Oktoberrevolution und den Frieden von Brest-Litowsk aber nur wenige kennen den russischen Bürgerkrieg, der von 1918 bis 1924 zwischen den Bolschewiken und den konterrevolutionären Kräften tobte. Die von Trotzki aus dem Boden gestampfte Armee nannte man die Roten und die anderen die Weißen. Diese wurden anfangs von der Entente unterstützt, da diese Mächte sich eine Front gegen die Mittelmächte erhofften. Nach Kriegsschluss waren dann wirtschaftliche Interessen der Hauptgrund, warum die Sieger des ersten Weltkrieges die Weißen unterstützten. Allerdings machte sich die Kriegsmüdigkeit in die-

sen Staaten bemerkbar, so dass die Unterstützung nur halbherzig erfolgte und immer weniger wurde. So wurden die Anfangserfolge der weißen konterkariert und die Roten gewannen die Oberhand. Edwin Erich Dwinger veröffentlichte 1929 den ersten Teil der Schilderung seiner Flucht unter dem Titel „Armee hinter Stacheldraht“ und 1932 den zweiten Teil „Zwischen Weiß und Rot“. Dieser Teil wurde neu aufgelegt, da er für sich allein den Abschnitt der Flucht Dwingers schildert, als er mit einigen Kameraden den Kampf der weißen gegen die Roten unterstützt und damit diesen Teil des russischen Bürgerkrieges schildert, der nach der Machtübernahme durch die Bolschewiken erfolgte. Die Grausamkeiten von beiden Seiten werden geschildert, ebenso wie die Enttäuschung der Menschen, als sie bemerkten, dass sie von den siegreichen Entente-Mächten nicht mehr gefördert wurden, da nach dem Waffenstillstand von Compiègne der Kriegswille stark nachließ und wirtschaftliche Interessen die Überhand gewannen. All diese Begebenheiten werden als persön-

liche Erinnerungen dem Leser dargestellt, meist in Dialogform zwischen den handelnden Personen. So schafft es der Autor, den Leser in die Handlung hineinzuholen. Es ist kein historischer Roman, der Anspruch auf Quellennachweis erheben würde, es ist die Schilderung, wie ein junger Mensch die Unwirklichkeit des Krieges, der Gefangenschaft, der Flucht mit anschließenden Bürgerkriegshandlungen erlebt und durchlebt. Von Dwinger damals geschrieben, um den nachfolgenden jungen Menschen, diese Gräueltaten zu ersparen, indem er die Unmenschlichkeit so detailgetreu niederschreibt wie möglich. Vielleicht reihte deshalb der Dichter Johannes R. Becker noch 1947 diesen Roman unter die 20 wichtigsten deutschen Bücher der ersten Jahrhunderthälfte ein.

Zwischen Weiß und Rot von Edwin Erich Dwinger, Leopold Stocker Verlag, Graz – Stuttgart, 404 Seiten plus Übersichtskarte, ISBN 3-7020-0929-9



Leben und Wirken von Eugenio Pacelli

Zeitzeugeninterview mit Pater Gumpel SJ

VON PHILIPP WEBER

Für seine Bachelor Arbeit über das Leben und Wirken von Eugenio Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., interviewte Leutnant Philipp Weber, den Relator des Seligsprechungsprozesses für Papst Pius XII., Professor Dr. Pater Peter Gumpel, SJ. Diesen Zeitzeugenbericht wollte die Redaktion den Lesern nicht vorenthalten, um einem Mann Gelegenheit zu geben, seine persönlichen Eindrücke und seine Forschungsergebnisse über den Papst Pius XII. einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Damit beschließt die Redaktion die Berichte über das frühe Leben des Papstes Pius XII.

Weber: *Sehr geehrter Pater Gumpel, Sie haben als Kind und später als junger Priester den apostolischen Nuntius und späteren Papst Pius XII. getroffen. Können Sie mir von Ihren Eindrücken berichten?*

P. Gumpel SJ: Meine Eindrücke waren sehr positiv. Ich habe ihn als Kind kennengelernt, als ich ungefähr sechs Jahre alt war. Damals machte er als apostolischer Nuntius einen Abschiedsbesuch im Dezember 1929 bei meinem Großvater. Wir Kinder wurden bei solchen Anlässen gerufen, wenn Minister oder Diplomaten kamen. Manche Gäste machten dabei großes Theater, um meinen Eltern und meinem Großvater eine Freude zu machen. Auch wir Kinder merkten das, ob es jemand ernst meinte oder das alles spielte. Beim apostolischen Nuntius Erzbischof Pacelli war das keinesfalls so. Er schaute mich sehr freundlich an und sagte dann: „Du bist bestimmt ein guter Junge. Bleib so, sei deinen Eltern gehorsam und werde ein guter Christ.“ Danach gab er mir den Segen. Es war ein positiver Eindruck, auch im Hinblick auf andere Besucher später. Dieses Bild zum Nuntius hat sich sehr gefestigt. Man muss hier zwei Dinge deutlich beim Auftreten Pius' XII. unterscheiden: Wenn er beispielsweise später als Papst eine öffentliche Messe in St. Peter zelebrierte, war er natürlich während dieser liturgischen Handlung der Hohepriester und dadurch majestätisch. So haben ihn dann viele Leute gesehen. Aber das war bei ihm nur ein Aspekt.

Er hat im Heiligen Jahr 1950 viele Generalaudienzen gegeben. Die damaligen Audienzen waren anders

als heute und wären in jener Zeit so auch nicht zu bewerkstelligen gewesen. Heute kommen bis zu mehreren zehntausend Menschen und der Papst fährt mit dem Papstmobil über den Petersplatz, damit ihn alle einmal sehen können und hält dann eine Ansprache.

Die damaligen Audienzen waren anders. Damals waren es zwar viele Hundert oder manchmal ein paar Tausend, aber diese konnten noch in den großen Sälen des Vatikans empfangen werden. Der Papst hielt bis auf wenige Ausnahmen dabei keine größeren Ansprachen, sondern ging mitten unter die Leute. Viele konnten ihm dabei ihre Anliegen vortragen. Dabei wurde er immer von einem Privatsekretär begleitet, der die Bitten aufschrieb die die Leute vortrugen. Es ist auch nicht selten vorgekommen, dass einige bei ihm beichten wollten. Dann ging der Papst mit diesen in eine Ecke – wo man sie nicht hören konnte – und nahm ihnen die Beichte ab. Und die Eindrücke der Audienzen waren ganz anders als heute. Ich habe im Rahmen meiner Arbeit mit vielen Leuten gesprochen, welche da Pius XII. erlebt haben. Alle waren beeindruckt von der Einfachheit, Freundlichkeit und Herzlichkeit mit der er den Leuten begegnete und das war allgemein bekannt.

Es gab beispielsweise einen Fall, der mich sehr beeindruckte. Damals war gerade das Penicillin erfunden und es gab im Vatikan eine einzige Phiole, die für den Papst bestimmt war, wenn er es benötigen würde. Es kam damals eine arme Frau zur Pforte am Vatikan und trug vor, dass sie Medikamente und auch Penicillin benötigte, es aber nicht auftreiben könnte. Daraufhin wurde der Papst benach-

richtigt und Pius XII. ließ es ihr, ohne zu überlegen sofort auszuhändigen.

Er war in allen Anliegen die ihm angetragen wurden, sehr hilfsbereit. Als später in Rom die große Hungersnot war, hat er am Tag hunderttausend Leuten eine warme Suppe reichen lassen. Der Vatikan hatte damals als Staat gute Beziehungen zu Amerika und Argentinien und Spenden aus diesen Ländern, gingen ohne große Umwege sofort an die hungernden Menschen von Rom, nachdem sich der Papst dafür eingesetzt hatte.

Oder als Italiener trank er gerne morgens einen Espresso oder einen Kaffee. Als es in der großen Not damals keinen Kaffee mehr gab, selbst nicht für Herzpatienten in den Krankenhäusern, hat Pius XII. sofort den ganzen Kaffee des Vatikans – dabei handelte es sich um mehrere Zentner – an Krankenhäuser gegeben und von ab da keinen Kaffee mehr getrunken.

Er lebte allgemein auch sehr bescheiden. Er konnte nicht viel essen, da er seit seiner Kindheit Verdauungsprobleme hatte. Im Übrigen setzte er alles was er bekam – auch sein Privatvermögen – für arme Menschen ein und auch gerade für Juden. Gerade bei den Judenverfolgungen half er wo er konnte, auch wenn man das heute nicht mehr glaubt, aber alles ist schriftlich festgehalten und belegbar. Dafür wurde ihm am Ende des Krieges vom World Jewish Congress, von zahlreichen Rabbinern, dem Chefrabbiner Herzog von Palästina und zahlreichen Oberrabbinern in bewegenden Worten und Briefen gedankt. Die israelische Außenministerin Golda Meir hat sich anlässlich seines Todes für sein Handeln bedankt, weil er sich im Krieg eigentlich als einzige Instanz wirklich für die Juden eingesetzt hätte. Auch

der Minister Moshe Scharett kam damals eigens nach Rom und sagte, dass es seine erste Pflicht sei, sich bei Pius XII. zu bedanken für das, was der Papst für die Juden getan hatte.

Das war Pius XII. und es gab keine Kampagnen gegen ihn – wie das heute der Fall ist.

Später hat er mich dann wieder empfangen. Ich wurde 23-jährig als wissenschaftlicher Assistent nach Rom ans Germanicum berufen – nachdem mein Vorgänger durch eine schwere Krankheit am Anfang des Jahres ausgefallen war – und musste nachdem die deutschen Pässe nicht mehr gültig waren aus Holland mit einem Diplomatenpass nach Rom reisen. Wir verfügten über Kontakte um von Deutschland Bücher nach Rom kommen zu lassen, die der Papst benötigte. Der Papst hatte in seiner Zeit als Nuntius in München und später in Berlin viele Bücher gelesen. Wenn er ein Buch oder eine Stelle zitieren wollte, dann wollte er es noch einmal vorgelegt haben, um sich bei seinen Verweisen vollkommen sicher zu sein. Es kam dann seine Haushälterin Schwester Pascalina und fragte, ob wir dieses oder jene Buch in unserer Bibliothek hätten oder ob wir es über unsere Kontakte aus Deutschland kommen lassen könnten. Dadurch bin ich dann wiederholt zum Papst gerufen worden, weil er sich für diese Dienste bedanken wollte. So hat er es auch bei allen seinen Untergebenen gemacht. Er hatte immer für die kleinste Gefälligkeit ein Wort des Dankes. Und das war typisch für ihn. Es gibt ja das Sprichwort „Für den Kammerdiener gibt es keine Helden“. Aber alle Menschen aus seiner unmittelbaren Umgebung, haben bei den Prozessen die wir geführt haben, immer mit höchsten Lob von Pius XII. gesprochen. Diese Herzlichkeit, Einfachheit und Bescheidenheit waren typisch für diesen Papst. Wissen sie, ich war damals mit 23 Jahren noch nicht einmal Priester, als ich diese Wege für ihn erledigte. Aber jedes Mal wenn man zu ihm gerufen wurde, kam er auf einen zu, gab einem beide Hände und fragte zunächst einmal nach dem eigenen Befinden. Wir setzten uns und er erkundigte sich erst einmal wie es einem ging. Natürlich wusste man während des Gesprächs, dass man sich mit dem Papst unter-

hält, aber er war da immer sehr einfach und überaus freundlich. Wenn alles besprochen war und das Gespräch beendet war, brachte er mich immer persönlich zur Tür und fragte ob man mich mit dem Auto zurückbringen sollte. Er hätte nicht herzlicher und freundlicher sein können, was auch zahlreiche Leute bestätigen, welche in den vielen Jahren mit ihm zusammengearbeitet haben.

Ich bin später von allen anderen Päpsten aufgrund meiner wissenschaftlichen Arbeit – ausgenommen Johannes Paul I., der nur 33 Tage regierte – empfangen worden. Es ist heute nicht mehr möglich, in allen wissenschaftlichen Disziplinen und in all den Spezialisierungen genauestens informiert zu sein, so dass man in jedem Gebiet einen völligen Überblick hat.

Pius XII. und alle seine Nachfolger wollten von allen Vertretern der verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen Informationen bekommen, damit sie sich einen Überblick und eine Meinung zu den betreffenden Themen machen konnten. Wenn ich gefragt wurde, was ich darüber denke oder wie meine Meinung zu bestimmten Themen sei, habe ich immer darauf verwiesen, dass es nicht auf meine Meinung ankomme. Ich habe die verschiedenen Lehrmeinungen vorgestellt und darauf verwiesen, dass es in der katholischen Kirche auch verschiedene Strömungen gibt und meistens empfohlen auch die Vertreter der verschiedenen Strömungen zu befragen.

Bei solchen Angelegenheiten ist es immer wichtig, sich ein nüchternes Urteil zu bilden.

Pius XII. war ein sehr nüchterner Mensch, der nie über sein Inneres Leben gesprochen hat. Der Gegensatz dazu war beispielsweise sein Nachfolger Johannes XXIII., der gerne fast ein wenig großväterlich aus seinem Leben und seiner Jugend erzählte, was übrigens immer sehr interessant war. Pius XII. war weder absoluter Optimist noch Pessimist. Er wollte die Sachlage vorgetragen haben und dann sachlich beurteilen. Er war eben nüchterner.

Beispielsweise hat er einmal eine Rede über die damals noch sehr neue Atomforschung gesprochen. Er hat

dann Leute wie Max Planck und Heisenberg konsultiert, da er sich auf diesem Gebiet nicht genügend auskannte. Er begrüßte dann die Entwicklungen dieser neuen Forschungsrichtung und Technik, warnte aber auch gleichzeitig vor der Möglichkeit, diese in einem Krieg zu verwenden. Das war damals noch einige Jahre vor Hiroshima und Nagasaki.

Er war jemand der immer bestens informiert war und hatte deswegen einen festen Kontrakt mit den besten Buchhandlungen hier in Rom, um sich wissenschaftlich immer weiterzubilden.

Pius XII. war immer ein unermüdlicher Arbeiter. Es ist bekannt, dass er fast nie vor 02.00 Uhr nachts zu Bett ging. Ihm wurde immer am Abend eine große Dokumentenmappe für Unterschriften und Antwortschreiben vorgelegt, welche dann am nächsten Morgen wieder in zwei Teilen im Staatssekretariat zurück waren. Der eine Teil enthielt Texte, an denen er kleine handschriftliche Notizen zur Änderung gemacht hatte und der zweite Teil Korrespondenzen, bezüglich welchen er zustimmte, dass sie so geschickt werden konnten. Bis kurz vor seinem Tod hat er so intensiv gearbeitet. Die Ärzte sagten nach seinem Tod, dass mit seinem Herzen und seiner Lunge alles in Ordnung sei und dass er sich einfach „zu Tode gearbeitet“ habe. Das sind meine Eindrücke von ihm, welche auch von vielen Leuten, die mit ihm zu tun gehabt haben, bestätigt werden.

Weber: *Sie haben gerade schon angesprochen, dass Pius XII im Auftreten unterschiedlich war. In einer Papstmesse sehr würdevoll, majestätisch und im privaten Arbeitsalltag sehr freundlich und herzlich. Wie würden sie das beurteilen: Rührt das von einer gewissen Form der Arroganz oder einfach dem Selbstverständnis seiner Zeit für das Amt?*

P. Gumpel SJ: Ich denke, dass das alleine schon von seiner Erziehung kommt. Er stammte aus einer gut situierten Familie und war sehr gut erzogen. Damals war der italienische Staat dem Vatikan sehr feindlich gestimmt. Es ist daher merkwürdig, dass

ihn seine Eltern nicht an eine katholische Privatschule, sondern an das berühmte römische Gymnasium „Visconti“ geschickt haben. Einige Lehrer waren dort sehr kirchenfeindlich. Seine Mitschüler stammten meistens aus sehr liberalen bis sogar antikatholischen Familien, hatten aber zu dem jungen Eugenio Pacelli ein sehr gutes Verhältnis. Das war bei den damaligen Spannungen zwischen Kirche und Staat a priori nicht selbstverständlich. Übrigens war sein bester damaliger Freund – Guido Mendes – ein Jude. Beide besuchten sich auch gegenseitig und man sagte später über

Pius XII., er sei der einzige Papst gewesen, der je an einer koscheren Mahlzeit teilgenommen hat, da er unter anderem auch bei der Familie Mendes zum Essen eingeladen war. Man muss dazu sagen, dass diese Familie orthodoxe Juden waren, die sich genau an die strengen jüdischen Speiseregeln hielten. Beide waren beste Freunde, unterhielten sich unter anderem auch über Religion und tauschten auch Bücher aus. Als dann im Jahr 1938 hier in Rom die Rassengesetze erlassen wurden, kam Guido Mendes in Schwierigkeiten und konnte seinen Arztberuf nicht weiter ausüben. Der damalige Kardinalstaatssekretär Pacelli half ihm in die neutrale Schweiz zu gelangen und von da aus dann nach Israel, wo Mendes ein berühmter Chirurg wurde.

Als Pius XII. am 09. Oktober 1958 starb, gab dieser Guido Mendes ein Interview in welchem er sagte, wie höflich, freundlich und geschätzt sein alter Freund schon damals bei seinen Mitschülern gewesen sei und dass er immer der beste Schüler seiner Klasse gewesen sei. Er führte auch an, dass Pius XII. schon zu Schulzeiten auch dem Lehrer widersprach, wenn dieser Behauptungen gegen die Kirche erhob, welche nicht zutreffend waren.

Er war bereits als Schüler gut gebildet und studierte sehr viel. Im übrigen lernte er schon als Schüler jeden Tag mindestens eine Stunde deutsch. Als er Nuntius in Deutschland wurde, konnte er zwar gut deutsch lesen, aber noch nicht gut sprechen. Aber er perfektionierte das so sehr, dass er immer wenn ich zu ihm bestellt war, deutsch mit mir redete. Er tat das als einen Akt der Höflichkeit mit den Leuten

in ihrer Muttersprache zu sprechen, wenn er sie beherrschte. Das hat er so mit Engländern, Franzosen, Spaniern und Deutschen gemacht, denn er war sprachlich sehr talentiert.

Auch bei seinen Reisen – er wurde als Staatssekretär und päpstlicher Legat zum Eucharistischen Weltkongress nach Argentinien und danach dann nach Brasilien geschickt – hat er einige Reden in der jeweiligen Landessprache gehalten. Er wurde dort von den höchsten Gremien empfangen und ist dort durch seine Bescheidenheit aufgefallen, eben weil er sich nichts aus sich machte. Es ist ihm einmal in Argentinien gelungen, sich von seiner Umgebung zu entfernen und in die Armenviertel zu gehen, um sich ein Bild von den dortigen Zuständen zu machen, denn solchen Gästen werden ja nur die besten Seiten gezeigt. Er wurde trotz seiner einfachen schwarzen Soutane erkannt und die Leute umdrängten ihn sehr, um ihm die ihre Anliegen vorzutragen. Es wurde dann die Polizei rufen, um ihn wieder abzuholen, weil die Leute ihn so vor Begeisterung nicht gehen lassen wollten. Selbst hätte er gerne diese Begegnung noch verlängert.

Was mich persönlich sehr beeindruckte und für die Persönlichkeit Pius' XII. spricht ist folgender Umstand: Man sagte immer er sei ein großer Diplomat gewesen, was er ja auch war. Aber er wollte eigentlich gar nicht in den diplomatischen Dienst – er wurde mehr oder weniger dazu gezwungen, denn Eugenio Pacelli wollte eigentlich Pfarrer werden. Aber eines Abends kam ein gewisser Monsignore Gasparri – der spätere Kardinalstaatssekretär – und sagte ihm, dass man immer nach hochbegabten Leuten suche und man habe durch die Universität von ihm gehört, dass er hervorragend dafür qualifiziert sei. Der junge Priester Pacelli lehnte das dann ab und gab an, dass er Kaplan und Pfarrer werden wolle, dass er deswegen Priester geworden sei und nicht um in den diplomatischen Dienst einzutreten. Aber Monsignore Gasparri fragte, ob er es tun würde wenn der Papst das wolle und Eugenio Pacelli sagte, dass er das dann natürlich im Gehorsam tun würde, obschon es nicht sein Ideal sei. Dasselbe ereignete sich wieder, als er seine Nuntia-

turtätigkeit in Deutschland beendete und erfuhr, dass er Kardinal werden sollte. Er wurde dann im Dezember 1929 unter Pius XI. zum Kardinal kreiert und im Februar 1930 Kardinalstaatssekretär. Pacelli setzte Himmel und Erde unter Hilfe seines Bruder Francesco in Bewegung – der durch seine Beteiligung an den Lateranverträgen bekannt war – um den Papst davon abzubringen, ihn zum Kardinal zu kreieren. Er wollte den Papst bitten, ihm eine Diözese zu geben – zwar keine allzu kleine, denn dann habe er nicht genug zu tun, aber auch keine zu große, denn dann könne er nicht genügend mit den Priestern Kontakt pflegen. Er bat also den Papst von der Kardinalskreierung abzusehen. Papst Pius XI. ging nicht darauf ein, machte ihn zum Staatssekretär bis 1939 und wollte ihn als seinen Nachfolger haben. Die Beiden waren völlig verschiedene Charaktere: Pius XI. war eher spontan und auch teilweise sehr impulsiv, während Pacelli schon als Staatssekretär eher ruhig und bedacht war und schon alles abgewogen hatte, bevor er den Papst beriet. Pius XII. sagte einmal einem Vertrauten, dass er nie „Ja“ gesagt habe, wenn er „Nein“ gedacht habe. In einem Fall in dem die Meinungen sehr stark auseinander gingen, sagte er dem Papst, dass seine Heiligkeit aufgrund seines Amtes machen könne was er wolle, aber dass er diese Entscheidung in seiner Funktion als Kardinalstaatssekretär nicht mittrage und dem Papst seinen Rücktritt anbiete, sollte der Papst diese Entscheidung fällen. Er war also offen und ehrlich und wurde deswegen bereits als Nuntius von den Diplomaten geschätzt, auch als Doyen des diplomatischen Corps. Viele der katholischen Diplomaten, kamen deswegen mit ihren Familien zu ihm zum beichten.

Auch ist es ja Usus, dass jede diplomatische Vertretung einmal im Jahr einen Empfang für alle Diplomaten gibt, wobei sich immer wieder verschiedene Botschaften in Berlin besonders hervortun wollten. Das war beim Nuntius und Erzbischof Pacelli nicht der Fall. Bei ihm ging alles vergleichsweise bescheiden und normal, aber natürlich korrekt und höflich zu. Und gerade Hindenburg, der solche Feiern immer mied, ging oftmals gera-

de zu den Feiern und Empfängen der Nuntiatur, die anlässlich der Papstfeier an dessen Krönungstag oder anderen Anlässen gegeben wurden.

Kardinal Pacelli war sehr umgänglich. Es ergab sich einmal die Gelegenheit, dass Pacelli einmal den evangelischen Theologen Harnack traf. Und Pacelli fragte den Professor, wie viel Prozent Wahrheitsgehalt wohl in den Geschichtsbüchern stehen würde und wie viel man anders beurteilen müsse. Harnack erwiderte darauf, dass es vielleicht 50 Prozent seien, worauf Pacelli erwiderte, dass er diesen Prozentsatz sogar noch niedriger angesetzt hätte. Sie sehen also, dass es auch mit führenden Protestanten Gespräche gab. Er hat damals schon Protestanten empfangen und bereits da kam es zu solchen Gesprächen. Natürlich waren die Kirchen damals noch längst nicht so weit mit dem ökumenischen Prozess und Dialog wie heute und selbst heute hat dieser Dialog ja noch genügend Schwierigkeiten. Aber was damals Nuntius Pacelli begonnen hat – und übrigens auch durch Augustin Kardinal Bea später weiter fortgesetzt hat – war wie ein kleiner Beginn der Ökumene und der Nuntius Erzbischof Pacelli und später Pius XII. unterstützte das. Er konnte mit Leuten, mit denen er völlig unterschiedlicher Meinung war sich trotzdem gut unterhalten und diskutieren.

Das zeigte sich auch während seinen Reisen als apostolischer Legat nach Amerika, Frankreich und Ungarn. Während seiner Reise als Legat nach Frankreich, bot ihm die französische Regierung als Unterkunft das Schloss Versailles an und er lehnte das ab und blieb als Gast in der apostolischen Nuntiatur.

So war er und Sie sehen er machte nichts sich aus sich selbst und hatte dabei ein sehr feines Gespür, was man gegenüber Anderen tun kann und was man besser unterlässt. Das sind Eigenschaften für jemanden mit Regierungsgewalt, die hervorragend sind – sich erst einmal zu informieren, alle Seiten zu hören, um Ungerechtigkeiten zu vermeiden. Ich kann das selber nachvollziehen. Ich wurde mehrfach apostolischer Visitor – das passiert nur wenn in einer Institution sehr große Schwierigkeiten bestehen und ein solches Amt erfordert natür-

lich sehr viel Vorsicht und Taktgefühl. Man muss sich dann so verhalten, dass man das Vertrauen beider Seiten gewinnt und das ist Kardinal Pacelli im hohen Maß gelungen.

Weber: *Pater Gumpel, Sie haben eben angeführt, dass Kardinal Pacelli auch erste ökumenische Kontakte hatte. Nun ist bekannt, dass er kurz nach seiner Ankunft als Nuntius in München vom Rabbi der jüdischen Gemeinde konsultiert wurde und um Hilfe gebeten wurde. Was können Sie dazu und zu den damaligen Umständen sagen?*

P. Gumpel SJ: Selbstverständlich ist mir diese Begebenheit bekannt. In der jüdischen Tradition gibt es das Laubhüttenfest. Zur Feier dieses Festes benötigen sie Palmzweige. Damals war schon ein ganzer Waggon an Palmzweigen in Italien gekauft und bezahlt. Weil aber Krieg war, wollten die Italiener den Waggon nicht nach Deutschland schicken. Deswegen hat dann der Oberrabbiner von München Kontakt zum Nuntius Pacelli aufgenommen und um dessen Hilfe gebeten, ob der Vatikan sich nicht beim italienischen Staat für eine gute Lösung einsetzen könnte. Damals hatten Italien und der Vatikan keine diplomatischen Beziehungen und das Verhältnis war angespannt. Aber trotzdem hat der Nuntius das nach Rom gemeldet und angefragt, ob man nicht doch noch etwas versuchen könnte. Er sagte dem Oberrabbiner – welcher übrigens stellvertretend für alle Oberrabbiner in Deutschland sprach – dass er es versuchen würde, machte ihm in dieser Angelegenheit aber wenig Hoffnung, da das Verhältnis zwischen dem Vatikan und Italien zu dieser Zeit sehr feindlich war und es keine diplomatischen Beziehungen zueinander gab.

Das Vorhaben ist nicht gelungen, trotzdem wusste der Rabbiner diesen Einsatz sehr zu schätzen.

Pius XII. half auch auf andere Art und Weise wo er nur konnte. Als zum Beispiel der türkische Völkermord an den Armeniern begann – was ein Tabuthema ist – befürchteten die jüdischen Bewohner des Landes, dass sie die Nächsten wären. Diese wen-

deten sich dann vorsorglich über die Schweiz an den Vatikan und fragten an, ob dieser nicht etwas gegen einen möglichen bevorstehenden Genozid unternehmen könne.

Diese Anfrage vom Vatikan lief dann über die Apostolische Nuntiatur in Berlin und Nuntius Pacelli konnte hier eingreifen und wendete sich mit diesem Anliegen an den damaligen Reichskanzler von Bethmann-Hollweg. Auf dessen Initiative intervenierte das Deutsche Kaiserreich bei den Türken und konnte durch seine diplomatischen Beziehungen verhindern, dass hier ein solcher Genozid an den Juden begangen wurde. Sie sehen also, dass Eugenio Pacelli sich auch schon in jungen Jahren für die Juden einsetzte.

Er war auch für die Gründung eines eigenen jüdischen Staates. Bereits vor seiner Zeit als Nuntius, als er noch im Staatssekretariat arbeitete, empfing er den Führer der zionistischen Bewegung Nachum Sokolow. Diesem vermittelte Pacelli auch ein Treffen mit dem damaligen Heiligen Vater Benedikt XV., damit er diesem das Anliegen der Gründung eines eigenen israelischen Staates vortragen könnte. Später trafen sich Pacelli und Sokolow noch einige Male.

Als dann als Folge der Shoah 1948 recht schnell der Staat Israel gegründet wurde, verwies Pius XII. bereits auf die Rechte der aus ihren Gebieten vertriebenen Palästinenser und befürwortete dass man diese auch ordentlich behandeln müsse. Das wurde damals sehr positiv von jüdischer Seite aufgenommen und versprochen, jedoch gab es dann ja die ganzen Konflikte, die bis in die heutige Zeit anhalten.

Im Jahr 1942 sprach Pius XII. die Shoah und die Massenmorde in deutlichen Worten an. Er sagte, dass es nicht vorkommen dürfe, dass hunderttausende wegen ihrer staatlichen Zugehörigkeit – gemeint waren hier die Polen – oder wegen der Zugehörigkeit zu einer Rasse – gemeint waren die Juden – umgebracht oder deportiert werden dürften.

Ich habe dann später als Untersuchungsrichter im Selig- und Heiligsprechungsverfahren von Pius XII. alle jüdischen Zeitungen, welche während des zweiten Weltkrieges und in

den ersten Jahren danach erschienen sind, untersuchen lassen. Ich habe damals einen meiner Mitarbeiter in New York, die Staatsbibliothek des Bundesstaates durcharbeiten lassen, da dort eine große Judaica-Bibliothek ist. Dabei kam heraus, dass die Meinung zu Pius XII. durchweg sehr positiv war.

Die gleiche Untersuchung habe ich in Deutschland machen lassen und zwar bezüglich der damaligen nationalsozialistischen Presse, also dem Stürmer, dem Völkischen Beobachter, Das Reich, Die Brennessel und so weiter. Alles war wie zu erwarten äußerst negativ über Pius XI. und Pius XII. sowie über den Vatikan und die Katholische Kirche im Allgemeinen.

Sie haben also ein Meinungsbild der „freien“ und der damaligen Deutschen Presse über Pius XII., der von Hitler und den Nationalsozialisten verabscheut und gehasst wurde.

Wenn man also untersucht, wie während der Kriegszeit und später in der Nachkriegszeit das Bild von Pius XII. auf beiden Seiten gezeichnet wurde, dann sehen sie wie falsch und unverantwortlich die heutige Pressekampagne gegen diesen großen Papst ist.

Sie sprachen gerade von den Kontakten Pacellis zu anderen Glaubens- und Religionsgemeinschaften. Nun da muss man natürlich zunächst einmal unterscheiden. In Deutschland gab es damals die „Deutschen Christen“, welche mit dem Nationalsozialismus konform gingen und die bekennenden Christen, mit denen die Katholiken sehr gute Kontakte pflegten, weil eben beide Gruppen von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Allerdings war dieses Verhältnis vor dem Krieg sehr gespalten. Schon in der Schule endete das zwischen den Gläubigen der beiden Konfessionen manchmal in Raufereien.

Die Verhältnisse waren damals eben schwierig. Ich bin jetzt 88 Jahre alt und in einem so langen Leben hat man einiges gesehen. Ich entstamme einer angesehenen Familie und eigentlich gingen wir auf eine Privatschule oder nahmen Privatunterricht und wuchsen in einer behüteten Gegend auf. Aber meine Mutter und mein Großvater schickten mich

auf die Volksschule um mich mit den realen Zuständen zu konfrontieren. Sie dürfen dabei nicht vergessen welche Zustände damals in Deutschland herrschten. Hinter unserer Schule war ein Barackenlager für die Ärmsten der Armen. Das kann man sich wenn man das nicht erlebt hat, gar nicht mehr vorstellen. Unsere alte Generation, die das miterlebt hat und jetzt langsam ausstirbt, hat noch erlebt wie Kinder aus diesen Baracken in Schule kamen, mit zerrissener Kleidung und ohne Schuhe, den Magen leer und nichts zu essen dabei. Sie müssen sich das dann mal vorstellen. Der Lehrer war da sehr sozial und vergab immer kleine Metallmarken, damit die Kinder in der Schulküche eine warme Milch oder etwas zu essen bekommen konnten. Aber es waren immer mehr Kinder als Marken da. Ich hatte damals zwar nicht viel Geld in der Tasche, aber immerhin meistens 50 Pfennig dabei, die ich dann dem Lehrer gab, damit er mehr Marken verteilen konnte – bis mir das von der Schulleitung verboten wurde.

Auch kam es eben vor, dass die Kinder aus den kalten Baracken, ohne Frühstück in die gut geheizte Schule kamen und dann eben dabei einschliefen. Unser Lehrer ging dann durch die Reihen und stieß die Kinder leicht an – aber er schlug sie nicht oder so. Aber dann wurde einmal der Lehrer krank und es kam ein grober Vertretungslehrer. Der sagte, dass man auf sein Zeichen hin die Schlafenden mit der Faust auf den Kopf schlagen solle, damit sie wieder wach werden. Als das ein zweimal gemacht wurde, ging ich dann einmal dazwischen und hielt den Jungen der gerade zuschlagen wollte fest und sagte ihm, dass das eine Gemeinheit sei. Der Lehrer kam dann auf mich zu, fragte mich ob ich verrückt sei und wie mein Name wäre. Anschließend schlug er mich und ich drehte mich dabei weg, aber Lehrer schlug so auf mich ein, dass meine Nase stark blutete und ich ins Krankenquartier gebracht werden musste. Dann wurde mein Großvater sowie die Polizei gerufen und man riet meinem Großvater Anzeige zu erstatten. Er wehrte aber ab und meinte, dass er es zu verantworten habe, dass ich geschlagen worden sei, da er mich auf diese Schule geschickt habe. Zu dem

Lehrer meinte mein Großvater, dass er etwas geschafft habe, was nicht einmal bessere Menschen als er schaffen würden, nämlich dass ein Junge aus einer reichen Familie mit einem Jungen aus einer Proletarierfamilie Freunde geworden seien. Ich habe am Abend meinen Großvater gefragt, ob er nicht noch den Vater des Jungen in einem seiner Fabriken unterbringen könne, was er dann auch machte.

Abends hörte man oft Schießereien zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten. Es waren damals fast bürgerkriegsähnliche Zustände. Als dann am 30. Januar 1933 Hitler an die Macht kam, war ich zufällig bei meinem Großvater. Es kam dann einer seiner Sekretäre und überreichte meinem Großvater ebendiese Meldung und das Gesicht meines Großvater wurde völlig blass und er sagte, dass Hindenburg – er war ein Freund und persönlicher Vertrauter des Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls – ihm doch hoch und heilig versprochen habe, dass er diesen Hitler nicht zum Reichskanzler machen würde. Daraufhin ließ er mich nach Hause bringen, da er jetzt andere Dinge zu erledigen habe.

Er hatte immer zu vermeiden versucht, dass Hitler an die Macht kommt und hat das auch immer Hindenburg als Freund und ökonomischer Berater angetragen. Die beiden waren schon lange Freunde gewesen. Hitler war das bekannt und so lange Hindenburg lebte, war mein Großvater sicher. Aber als der Feldmarschall dann verstorben war, wurde mein Großvater eines Tages abgeholt, verschleppt und wohl in einem Wald umgebracht. Man hat dort erst Jahre später einen Manschettenknopf mit dem Wappen meines Großvaters gefunden. Ich ließ damals keine Untersuchungen machen. Es war nun mal passiert und ich wollte nicht, dass man vielleicht noch rausfindet wie man ihn gequält hatte oder so. Das hätte nur belastet. Die Machtergreifung Hitlers habe ich erlebt, als ich in der katholischen Jugendgruppe Bund Neudeutschland war. Die Nationalsozialisten zerstörten unsere Heime und wir mussten uns dann heimlich treffen, weil sogar wir deswegen überwacht wurden. Sie müssen sich vorstellen, dass man damals nicht einmal einen Witz über

Hitler oder Göring machen konnte, ohne befürchten zu müssen ins Jugendgefängnis zu kommen.

Ein anderes Erlebnis war, dass meine Mutter völlig fälschlicherweise wegen Hochverrat festgenommen wurde. Sie sollte am nächsten Tag um 05.00 Uhr erschossen werden. Ich konnte damals mit einem General, der mit unserer Familie befreundet war, sprechen und ihm das Anliegen vortragen. Der ging noch zu Hitler und erwirkte, dass meine Mutter freigelassen wurde. Und ich wurde dann sofort wieder ins Ausland und zwar nach Holland geschickt.

Dadurch habe ich auch die deutsche Besetzung in Holland miterlebt. Es war erschreckend zu sehen, wie die da gehaust haben. Nicht die Wehrmacht, die Wehrmacht hat sich im Allgemeinen sehr anständig verhalten. Nein, das war wie im Polenfeldzug, als hinter den Linien der Wehrmacht die SS, SD und Gestapo kamen und die bekannten Gräueltaten verübten. Dazu kam das Folgende: Am 26. Juli 1942 einem Sonntag bin ich zu Hl. Messe gegangen wie es sich für einen katholischen Jungen gehört und erwartete da eben eine etwas langweilige Predigt. Doch wurde damals ein Hirtenschreiben von dem Erzbischof von Holland verlesen, in dem gegen die zwangsweise Verschleppung von holländischen Zwangsarbeitern und die Deportation von Juden protestiert wurde. Ich dachte damals zweierlei: Erstens, dass es ein katholischer Erzbischof so für seine jüdischen Mitbürger aufnahm, beeindruckte mich sehr. Zwischen den Juden und Katholiken bestanden in Holland keine Konflikte, man akzeptierte sich, aber man war eben auch nicht einander Freund. Aber dass ein katholischer Bischof die deutschen Besatzer so scharf kritisierte, das flößte schon Respekt ein.

Meine zweite Reaktion war die Frage, ob der Bischof dabei an die mögliche Reaktion der Besatzer gedacht hatte. Das war am 26. Juli 1942. Und am 02. August 1942 mussten alle Zeitungen eine Bekanntmachung des Generalkommissars Fritz Schmidt veröffentlichen, in dem es hieß, dass man sich nicht von der katholischen Kirche beeinflussen lasse und deswegen die Deportation der Juden nicht anhalte, sondern fortan beschleunig-

te und dass nun auch die katholisch getauften Juden – die nicht deportiert werden sollten – nun auch und sogar als erste deportiert würden. Aber dabei blieb es nicht. Sofort kam es zu Beschlagnahmungen von katholischen Gebäuden und auch zu Festnahmen von Priestern und katholischen Laien. Das war eine Racheaktion der Nationalsozialisten, aufgrund von diesem Hirtenbrief. Wenn man das alles vor diesem Hintergrund sieht, dann fragt man sich, warum die Leute heute so über Pius XII. und die Katholische Kirche urteilen.

Weber: *Wie ist ihr Eindruck, im Umgang des Nuntius Pacelli und späteren Papstes mit anderen Kulturen und wie bewegte er sich im interkulturellen Bereich?*

P. Gumpel SJ: Man muss da natürlich zunächst erst mal zwei Dinge unterscheiden. Also mit anderen Religionsgemeinschaften, da war er sehr tolerant. Er war natürlich überzeugter Katholik. Er hat aber – auch als Papst – versucht verletzend Äußerungen gegenüber den Juden oder Protestanten zu vermeiden. Er war aber nicht für eine schwammige Angelegenheit, wie das andere später versucht haben. Er wollte nicht, dass man die Unterschiedlichkeiten und Reibungspunkte unter den Tisch fallen lässt. Trotzdem wollte er einen respektvollen Umgang untereinander. Das hat sich nach dem Krieg, nachdem auch auf protestantischer Seite die Fähigkeit zur Kommunikation mit der Kirche und des respektvollen Umgangs miteinander aufgebrochen war, weiterentwickelt. Das Problem war natürlich, dass man kein einheitliches Oberhaupt der oder einer der protestantischen Kirchen hatte. Und so ist das heute noch.

Ich denke was aus diesem Interview hervorgeht ist, dass heute die Zustände der damaligen Zeit in der Pius XII. lebte, kaum noch verstanden werden. Wissen sie, meine Generation hat die Diktatur, den Krieg und das alles miterlebt. Wir können uns unter diesen Begriffen etwas vorstellen. Aber heutzutage, die Jugendlichen und jungen Menschen, die diese Dinge nur aus den Geschichtsbüchern kennen? Großbritannien und die USA hatten Gott sei Dank keine Diktatur in

ihrem Land. Aber wer kann sich dann noch heute in diese damaligen Zustände hineinversetzen? Wer kann dann beispielsweise darüber urteilen, ob es falsch oder richtig war, dass Pius XII. keine flammenden Reden und Enzykliken gegen den Nationalsozialismus unternommen hat? Der stellvertretende amerikanische Ankläger der Nürnberger Prozesse Robert Kempner, hat nach dem Krieg mehrfach in Publikationen und Interviews darauf hingewiesen, dass „flammende Proteste“ den Deportationen hätten Einhalt gebieten können Unsinn ist. Kempner führte weiterhin aus, dass die einzige Möglichkeit des Papstes war, den Juden im Stillen und im Hintergrund zu helfen, was er ja auf vorbildliche Weise getan hat.

Der beste jüdische Shoah-Forscher Sir Martin Gilbert, hat wiederholt Pius XII. gegen solche Thesen verteidigt. Durch den Austausch gerade auch mit vielen jüdischen Universitätsprofessoren und Historikern, kommt hier langsam ein anderes Bild von Pius XII. zu Tage. Wir unterstützen die Professoren bei der Arbeit, machen ihnen die Quellen zugänglich und so weiter. Sie dürfen dabei auch nicht vergessen – das ist ja mittlerweile nachgewiesen und bestätigt, dass diese ganze negative Debatte maßgeblich von Moskau dirigiert wurde. Man hat mir vor Monaten ein Manuskript eines amerikanischen Universitätsprofessors vorgelegt, welcher zum ehemaligen rumänischen Generalleutnant Pacepa Kontakt hatte, der 1978 als höchster Überläufer der Geheimdienste des Ostblocks nach Amerika geflüchtet ist. Dieser General hat viele Dokumente und Fakten geliefert. Dabei kam er auch auf die Desinformationskampagne gegen Pius XII. zu sprechen, die im englischen als „Seat 12“ bezeichnet wird. Diese Operation konnte dadurch gelingen, dass die Kommunisten Kontakte in jedem Land hatten, bis hin zu Zeitschriften die sie dann auch nutzten.

Schwieriger ist hier zu verstehen, warum manche jüdische Historiker so etwas geschrieben haben. Denn wenn man die zeitgenössischen Quellen liest, geben alle Verfasser zu, dass Pius XII. und der Vatikan mehr als jede andere Instanz zur Rettung der Juden beigetragen hat. Viele Juden

geben noch heute zu, dass Pius XII. hunderttausende Juden gerettet hat. Wenn wir wieder die Hintergründe der damaligen Zeit genauer betrachten – was hätte denn Pius XII. noch mehr tun können, als er schon tat? Aber wenn eben in den Medien erst einmal heute eine Meinung da ist, dann ist die da. Wer liest denn heute noch die Berichte, studiert die Akten und die Originalquellen. Man würde da ganz klar erkennen, dass er seine ganzen Möglichkeiten genutzt hat. Aber diese spätere Hetzkampagne, hat sehr stark die öffentliche Meinung beeinflusst. Ein Journalist schrieb vor Jahren einmal in einem Buch, in dem es auch um die Geschichte um Pius XII. ging, dass wir Katholiken jede einzelne Schlacht um Pius XII gewonnen hätten, aber noch lange nicht den Krieg.

Einer der berühmtesten Historiker sagte diesbezüglich einmal zu mir: „Wissen Sie was die Tragik an unserem Beruf ist? Das will ich Ihnen sagen. Wir brauchen Jahre um ein Thema zu studieren. Wir arbeiten mit jeder Quelle und mit jedem Buch, was über das betreffende Thema geschrieben worden ist. Dann fangen wir an zu schreiben und wir überlegen uns jeden einzelnen Satz, um nicht zu viel oder zu wenig über die Sache zu sagen. Endlich ist dann das Buch fertig – und wer liest es? Bestenfalls die Fachleute.“ Und er führte weiter aus: „Und der erste beste Idiot stellt sich vor die Fernsehkameras und erklärt den größten Unsinn. Und das wird ihm auch voll und ganz geglaubt. Wissen sie, das ist die Tragik von uns heutigen Historikern.“ Da ist viel Wahres dran.

Weber: *Sie haben anfangs angesprochen, dass Sie Nuntius Pacelli und später Pius XII. öfters getroffen haben. Es wird immer wieder von eben solchen Medien behauptet, dass Eugenio Pacelli ein deutscher Papst gewesen sei. Inwiefern würden sie zustimmen beziehungsweise sagen, dass Erzbischof Pacelli von Deutschland geprägt war?*

P. Gumpel SJ: Zum einen ist es natürlich so, dass er bereits als Junge Deutsch lernte und auch die deutsche Literatur studiert hatte. Er konnte aber noch nicht wirklich gut

deutsch sprechen. Aber er ist dann in Deutschland sehr von der Kultur und den „guten Eigenschaften“ der Deutschen beeindruckt worden. Das waren damals vor allem die Zuverlässigkeit und die Pünktlichkeit. Wenn sie damals also zum Schuhmacher gingen um ihre Schuhe reparieren zu lassen, dann sagte ihnen der Schuhmacher, dass die Schuhe am nächsten Tag um 17.00 Uhr fertig seien. Wenn sie dann um 17.00 Uhr kamen, dann waren die Schuhe selbstverständlich fertig. Das ist hier in Italien schon ein wenig anders, Sie haben das ja sicherlich auch schon erlebt. Er war auch von der deutschen Wissenschaft sehr beeindruckt. Er war ja selbst hochintelligent und hatte mehrere Dokorate. Es beeindruckte ihn – selbst wenn er nicht allem zustimmte – mit welchem Eifer die deutschen Wissenschaftler arbeiteten und sich dabei bemühten die Wahrheit herauszufinden – das hat ihn sehr beeindruckt.

Er hatte viele deutsche Mitarbeiter wie zum Beispiel den Jesuitenpater und Professor Dr. Leiber. Er hat also Deutschland geschätzt. Aber er war sich auch der Schwächen im deutschen Charakter bewusst, beispielsweise die Auffassung „Befehl ist Befehl“ oder solche Dinge. Er war deutschfreundlich, aber keineswegs auf eine einseitige Art und Weise. Er wusste eben, dass jedes Volk seine Stärken und Schwächen hat. Das gilt für Frankreich, das gilt für Italien, Großbritannien und natürlich gilt das auch für uns. Und dessen war er sich bewusst. Persönlich gab er beispielsweise auch der französischen Literatur den Vorzug vor der deutschen Literatur. Und seine Haltung geht aus kultureller Sicht mehr nach Frankreich als nach Deutschland. Ihn also als deutschen Papst zu bezeichnen wäre verfehlt. Natürlich war er zwölf Jahre in Deutschland und hat viel für Deutschland getan – schon damals 1917 während der Seeblockade. Das ging im Zweiten Weltkrieg, trotz seiner Abneigung gegen Hitler und die Nationalsozialisten weiter. Er hat sich von Anfang an gegen eine deutsche Kollektivschuld eingesetzt. Er riet damals auch Amerika, auf eine totale Kapitulation zu verzichten. Er wusste, dass das die Deutschen noch mehr in die Kriegsanstrengung treiben

und noch mehr Verluste verursachen würde. Pius XII. hat also einige Dinge für die Deutschen unternommen, die ihm heute angekreidet werden. Das waren aber Dinge, die nach meinem Ermessen völlig sinnvoll waren und für die wir Deutsche ihm dankbar sein sollten.

Stellen sie sich nur vor wie viele Güterzüge an Nahrungs- und Hilfsmittel nach dem Krieg durch den Vatikan nach Deutschland und nach Europa geschickt wurden. Pius XII. hat sich damals gegen die Vertreibungen der Deutschen aus den osteuropäischen Gebieten ausgesprochen und dagegen protestiert. Das waren auch Verbrechen, aber diese sind heute Tabu. Er erkannte die Probleme der Zeit und sprach die Dinge kritisch an, wie beispielsweise die Entnazifizierung. Insoweit kann man sagen, dass er schon sehr viel für Deutschland getan hat. Andererseits hat er aber auch dem Kriegsverbrechertribunal über den apostolischen Visitator Erzbischof Muench Unterlagen über Kriegsverbrecher an die Anklage weiterleiten lassen.

Eugenio Pacelli war kein reiner Deutschlandfreund. Er hatte auch für andere Länder Interesse und dort eben auch Freundschaften. Präsident Roosevelt der Kardinal Pacelli während seines Amerikaufenthaltes kennenlernte, verband mit dem späteren Papst bis an sein Lebensende eine Freundschaft. So schrieb der amerikanische Präsident immer in seinem Briefen „My dear old friend“. Es gibt eine beachtliche Korrespondenz zwischen dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt und Pius XII. Die Amerikaner, wollten zu dieser Zeit keinen Botschafter am Heiligen Stuhl haben, woraufhin dann Roosevelt Myron Taylor als seinen persönlichen Vertreter nach Rom zu Pius XII. schickte. Dieser leitete dann die Briefe weiter. Aus dieser Korrespondenz geht unter anderem auch hervor, dass Pius XII. gegen den Bombenkrieg und die Zerstörung ganzer Städte protestierte.

Also um noch einmal auf die Behauptung des „Deutschen Papstes“ zurückzukommen. Er hatte viele deutsche Mitarbeiter: Sein Privatsekretär war Pater Leiber SJ und dann natürlich sein Bibliothekar Pater Dr. Wilhelm Hentrich SJ, seine Haushälterin

Schwester Pascalina Lehnert und seine Köchin waren alles Deutsche. Das waren alles Personen die er bereits in Deutschland kennengelernt hatte und dass in seiner diskreten Umgebung so viele Deutsche waren, rief bei manchen Italienern Befremden hervor, da er ja schließlich Italiener war. Aber das änderte alles nichts an der Sache, dass er Italiener war und sich auch als ein solcher fühlte.

Weber: *Abschließende Frage zu dem Interview: Haben sie den Eindruck, dass Pius XII. interkulturell kompetent handelte und wie hat sich ihre Meinung zu Pius XII. verändert?*

P. Gumpel SJ: Also meine Meinung zu ihm hat sich eindeutig positiviert. Ich wusste zwar schon vieles über Pius XII., aber durch meine sehr umfangreichen Studien über Pius XII. in den letzten 25 Jahren, hat sich ein immer positiveres Bild ergeben. Wir haben uns mit der Positio zur Seligsprechung sehr viel Zeit gelassen und haben mit einer großen Gruppe von hochqualifizierten Wissenschaftlern alles zu diesem Papst genauestens untersucht. Wir haben uns dafür Zeit gelassen und haben jegliche Situation auf die wir gestoßen sind, eingehend untersucht. Alles in allem kann ich sagen dass ich, je mehr ich mich in die Quellen über

Pius XII. eingearbeitet habe und je mehr ich an Erkenntnissen über ihn gewonnen habe, umso mehr ist meine Bewunderung und menschliche Hochschätzung für Pius XII. gestiegen. Wir haben immer alle Anschuldigungen gegen Pius XII., egal ob diese aus Moskau, von den Freimaurerlogen oder jüdischen Historikern kamen, genau überprüft. Und wir hatten dabei kein Interesse ihn irgendwie falsch zu schützen – das geht gar nicht – oder etwas zu entscheiden und dem Papst zur Unterschrift vorzulegen, was wir nicht menschlich verantworten und unterstützen können.

Zum Interkulturellen: Was hätte er mehr tun können? Er wurde am 02. März 1939 zum Papst gewählt. Zehn Tage später hat Hitler die Restscheke besetzt. Der Krieg zeichnete sich schon ab. Pius XII. hat bis zum letzten Augenblick versucht eine fried-

liche Lösung zu finden. Er hat sich für eine Friedenskonferenz eingesetzt, an der England, Frankreich, Polen, Deutschland und Italien teilnehmen sollten. Merkwürdigerweise waren die Ersten, die abgelehnt haben die polnischen Politiker. Die polnischen Soldaten sangen in ihren Liedern, dass sie ihren Pferden an der Spree – also in Berlin – zu trinken geben würden. Mir ist das militärisch ein absolutes Rätsel, aber die polnische Militärführung war anscheinend überzeugt im Falle eines Krieges gegen Deutschland zu gewinnen. Die Polen haben dann wirklich tapfer gekämpft. Aus heutiger Sicht völlig unverständlich, wie noch vor dem Krieg die Meinung war, Polen könne Deutschland alleine besiegen. Dazu kam dann natürlich noch der Einmarsch der Roten Armee im Osten Polens. Hitler machte natürlich vor dem Krieg Russland große Zugeständnisse, was heute in der breiten Masse der Gesellschaft nicht bekannt ist. Aber diese Zugeständnisse konnte er machen, weil

er natürlich wusste oder plante, dass es mit Russland Krieg geben würde und er die Gebiete und das alles eben wieder zurückerobern könnte.

Um aber wieder auf ihre Frage zurückzukommen. Der Papst versuchte eben den Frieden zu erhalten. England und Frankreich gaben aber hinsichtlich einer solchen Konferenz eben zu bedenken, dass sie Polen eine Garantieerklärung gegeben hätten.

Wissen sie, ich hatte durch meine wissenschaftliche Arbeit und internationale Kontakte ab und zu die Möglichkeit, hinter die Kulissen zu schauen. Und dann wird man in der Beurteilung recht vorsichtig und sieht auch manchmal die Dinge ein wenig anders, als sie in Geschichtsbüchern stehen oder durch die Medien gezeichnet werden. Aus den Ergebnissen meiner Forschung steht für mich fest, dass Pius XII. richtig gehandelt hat.

Weber: *Pater Gumpel. Herzlichen Dank für das Interview.* □

Kurznachrichten

Laschet fordert Vorrang für heterosexuelle Ehen

Heterosexuelle Ehen sollen nach Ansicht des stellvertretenden CDU-Bundesvorsitzenden Armin Laschet weiterhin staatlichen und rechtlichen Vorrang genießen. „Nicht Gleichstellung darf das Prinzip sein, sondern man muss sich darüber verständigen, was gefördert werden soll“, sagte Laschet der „Welt“. „Wer alles fördert, der fördert am Ende gar nichts mehr.“

Steuerrecht und staatlicher Einfluss sind nach den Worten des CDU-Politikers dann wirkungsvoll, wenn man Schwerpunkte setzt. „Und diese müssen sein: Kinder, Ehe, Familie. Nur so wird die Generationenfolge gesichert, die das soziale Zusammenleben auch in Zukunft ermöglicht“, sagte der nordrhein-westfälische CDU-Landeschef.

Laschet reagierte damit auf die Debatte um die Gleichstellung homosexueller Ehen, die ein aktuelles Grundsatzurteil des Bundesverfassungsgerichts zum Adoptionsrecht ausgelöst hat. Der CDU-Politiker sieht darin keinen Anlass für eine umfassende Gleichstellung. „Dieses Urteil ist zu akzeptieren und muss umgesetzt werden, aber das ändert nichts an der Frage, wie Kinder und Ehe und Familie prioritär staatlich gefördert werden. An der besonderen Beziehung von Mann und Frau kann auch das Verfassungsgericht nichts ändern.“ Der Gesetzgeber müsse die Chance haben, einen besonderen Sachverhalt zu fördern. „Nicht die komplette Gleichstellung aller Lebensformen, sondern die Förderung eines Lebens mit Kindern ist im staatlichen Interesse. Alles andere ist Privatsache“, sagte Laschet. Er warnte seine Partei davor, vor der Bundestagswahl in diesem Jahr von geltenden Beschlüssen zur Familienpolitik abzurücken: „Alles gleichzustellen ist sicher noch nie ein Markenzeichen der Union gewesen.“ □

(KNA)

Kai-Uwe von Hassel

Zum 100. Geburtstag

VON DIETER KILIAN

Einleitung

Am 9. Januar 1963 – vor 50 Jahren – wurde Kai-Uwe von Hassel (Bild 1) zum Bundesminister der Verteidigung berufen, und im April 2013 jährt sich sein 100. Geburtstag. Sein Leben und das seiner Familie waren mehrfach von Aufbau, Abstieg und Neuanfang geprägt.

Die Familie Hassel stammt ursprünglich aus dem Raum Magdeburg, wo sie erstmals im 17. Jahrhundert erwähnt wurde. Vermutlich im 18. Jahrhundert zog sie von Mitteleuropa in die Rheingegend. Der Jurist Heinrich Wilhelm Hassel, der Ur-Großvater von Kai-Uwe von Hassel, und dessen Frau Marianne lebten im westfälischen Hamm, wo Vater Heinrich als Geheimer Justizrat und Oberappellations-Gerichtsrat am Oberlandesgericht der Garnisonstadt arbeitete.

Der Großvater – Generalleutnant

Friedrich Julius Hassel (Bild 2), der Großvater von Kai-Uwe, wurde 1833 geboren und trat nach dem Abitur 1853 als Musketier in das in Wesel stationierte II. Bataillon des Infanterieregiments „Prinz Friedrich der Niederlande“ (2. Westfälisches) Nr. 15 ein. Weshalb er die Soldatenlaufbahn einschlug und nicht dem Beruf seines Vaters folgte, ist nicht bekannt. 1855 wurde er zum Sekonde-Leutnant befördert, absolvierte von 1858 bis 1861 die Königliche Kriegsakademie in Berlin, erhielt 1863 sein Patent als Premier-Leutnant (Oberleutnant) und wurde zu den Füsilieren¹ seines Stammregiments, in das III. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 15, nach Bielefeld versetzt. Im Jahre 1864 kämpfte er im Deutsch-Dänischen Krieg und in einer Region, die weniger als 100 Jahre später zum Lebensmit-



Bild 1

telpunkt seiner Nachfahren werden sollte. Am 17. April 1864 zeichnete sich Hassel bei einem Kommando-Unternehmen aus, welche die Überquerung des breiten Alsen-Sundes vorbereitete. Mit einer Handvoll Soldaten war Oberleutnant Hassel unbemerkt an das dänische Ufer gelangt, wo es ihnen gelang, zwei feindliche Geschütze zu „vernageln“. Mit Eisennägel in den Zündlöchern wurden die Kanonen für einige Zeit unbrauchbar, da nun das Pulver nicht mehr gezündet werden konnte. Diese beispielhafte Leistung förderte Friedrich Julius Hassels militärischen Lebensweg. Seine Karriere führte in im Wechsel zwischen Truppen- und Stabsverwendung kreuz und quer durch Deutschland – von Bielefeld über Rendsburg, Trier, Stettin, Königsberg, Berlin, Koblenz, Halle, Magdeburg nach Brandenburg an der Havel. Er war u.a. Kompaniechef, diente im Stab der 16. Division in Trier, war Lehrer an der Kriegsakademie, Kommandeur des Magdeburgischen Füsilier-Regiments Nr. 36, Abteilungschef im Großen Generalstab und Chef des Stabes des IV. Armeekorps. Als Hauptmann nahm er im Stab der Elb-Armee am Krieg gegen Österreich 1866 teil.

Im November 1866 heiratete er Elise Helene Thormann (1846-1896), eine Kaufmannstochter aus Rendsburg. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: 1867 kam Friedrich Theodor Hassel zur Welt, 1868 der zweite Sohn

Theodor Berthold, und vier Jahre später folgte Tochter Magdalene.

Am Ende seiner Laufbahn befehligte Friedrich Julius Hassel als Generalleutnant die 6. Division in Brandenburg. Am 22. März 1887 wurde er durch König Wilhelm I. von Preußen in den erblichen Adelsstand erhoben. General Alfred von Waldersee, der Chef des Großen Generalstabs, hatte von Hassel offenbar sogar als Generalquartiermeister eingeplant. Damit wäre von Hassel zum Stellvertretenden Chef des Preußischen Generalstabs und damit auf die höchste Ebene der Armee aufgestiegen, mit der zugleich die Beförderung zum General der Infanterie verbunden gewesen wäre. Doch hier griff das Schicksal ein: Anfang 1890 er-



Bild 2: Oberst Friedrich Julius Hassel als Regimentskommandeur

krankte Friedrich Julius von Hassel schwer. Als sich abzeichnete, dass er nicht mehr genesen würde, ließ er sich in den Ruhestand versetzen. Der Aufstieg an die Spitze der preußischen Armee und damit zugleich die „Unsterblichkeit innerhalb der deutschen Militärgeschichte“ blieben ihm verwehrt. Am 14. Oktober 1890 starb Friedrich Julius von Hassel mit nur 57 Jahren.

Der Onkel – Oberstleutnant

Die beiden Söhne Friedrich und Theodor wurden mit zehn Jah-

¹ Füsilier zählten zur leichten Infanterie. Die Soldaten waren mit Steinschloss-Gewehren ausgerüstet. Seit dem 19. Jahrhundert war es nur noch eine Traditionsbezeichnung für die III. Bataillone der Garde- und Grenadierregimenter.

ren ins Kadettenkorps der Königlich Preußischen Hauptkadettenanstalt in Groß-Lichterfelde bei Berlin aufgenommen. Dadurch blieben ihnen die wegen der häufigen Versetzungen des Vaters notwendigen Schulwechsel erspart. Nach dem Abitur schlugen sie, ihrem Vater folgend, die Soldatenlaufbahn ein. Friedrich wurde Soldat im 1. Hannoverschen Infanterie-Regiment Nr. 74 in Hannover, absolvierte die Kriegsakademie und übernahm im November 1914 das Kölner Infanterieregiment „Freiherr von Sparr“ (3. Westfälisches) Nr. 16 als Kommandeur. Er fiel am 10. März 1915 an der Westfront als Oberstleutnant.

Der Vater – Hauptmann

Der zweite Sohn, Theodor von Hassel (Bild 3), trat 1887 in das Schleswig-Holsteinische Füsilier-Regiment Nr. 86 „Königin“ ein, das auf Schloss Sonderburg auf der Insel Alsen stationiert war. 1903 schied er als Oberleutnant formell aus dem Heer aus und meldete sich zur Kaiserlichen Schutztruppe der Kolonie Deutsch-Ostafrika. Er wurde zum Hauptmann befördert und diente als Chef einer selbständigen Kompanie in drei abgelegenen Standorten, dem Küstenort Lindi (3. Kompanie), im Landesinneren in Mahenge (12. Kompanie) und in Neu-Langenburg (5. Kompanie), im äußersten Südwesten der Kolonie. Jede Kompanie gliederte sich in drei Züge von je etwa 50-60 Askari. Jeder Zug wurde von einem Leutnant und drei bis vier Unteroffizieren geführt. Ausbildung, Geist und Kampfkraft der Truppe wurden ausschließlich durch den jeweiligen Kompaniechef geprägt. Er war der unumschränkte Herrscher in seinem Bezirk, sowohl über die Soldaten als auch über die Einheimischen. Von Hassels Tagesablauf als Stationschef bestand aus einer Mischung aus militärischen, polizeilichen und zivilen Verwaltungsaufgaben. Die militärische Ausbildung der Askari hingegen lag weitgehend in den Händen seiner Offiziere und Unteroffiziere. Der Schwerpunkt der Friedenaufgaben lag auch bei den Askari auf dem zivilen Bereich: Beim Häuser-, Wege-, Brücken- und Brunnenbau.

1905 brach im Süden von Deutsch-Ostafrika unerwartet der sogenannte „Maji-Maji“-Aufstand², aus, der sich rasch ausbreitete und auch den Bezirk Mahenge erfasste. Grund war vermutlich die Art und Weise, mit der eine „Hüttensteuer“ von 3,- Rupien pro Jahr bei den Einheimischen durchgesetzt wurde. Von Hassel, mit seiner kleinen Truppe weitgehend auf sich allein gestellt, behauptete sich in den schweren, mit Härte auf beiden Seiten geführten Kämpfen. Die schlecht ausgerüsteten, unorganisierten Rebellen waren zwar in der Überzahl, hatten aber keine Chance gegen die – wenngleich nur wenigen – Maschinengewehre der Schutztruppe. Der Aufstand ebte 1906 ab und galt ein Jahr später als beendet. Mitte 1906 reiste von Hassel auf Heimaturlaub nach Deutschland und heiratete die einundzwanzigjährige Emma Jebesen aus Apenrade an der Ostsee. Emma war das jüngste von neun Kindern des Reeder-Ehepaares Michael Jebesen (1835-1899) und Clara Anna

ra-Bergen im Nordosten der Kolonie. Dort wurde am 21. April 1913 Kai-Uwe als drittes Kind des Ehepaares geboren. Der Erste Weltkrieg zerschlug die Zukunftsplanungen der Familie, die wie die meisten Siedler gehofft hatte, ihre Kolonie würde neutral bleiben. Vater Theodor von Hassel wurde 1915 reaktiviert und kämpfte in der Schutztruppe unter Oberstleutnant Paul von Lettow-Vorbeck (1870-1964; General). Dieser führte mehr als vier lange Jahre trotz zahlenmäßiger und materieller Unterlegenheit in einem riesigen Gebiet auf sich allein gestellt mit taktischem Geschick einen militärischen Hase-Igel-Kampf gegen die übermächtigen Kolonialtruppen Großbritanniens, wobei ihn seine Gegner auch wegen seiner fairen Kriegsführung respektierten. Zwar war sein Kampf nicht ohne Erfolg, aber fern des entscheidenden europäischen Hauptkriegsschauplatzes blieb es aus strategischer Sicht letztlich ein „verlorener Sieg“, denn auf das Kräfteverhältnis



Bild 3: Ehepaar Emma und Theodor von Hassel

Officersen (1844-1913). Ihre Vorfahren waren Seefahrer, Kapitäne und Schiffsbauer gewesen und hatten es zu Wohlstand gebracht. Die Familie der Braut stand – trotz ihrer deutsch-nationalen Orientierung – dem Schwiegersohn eher ablehnend gegenüber. Nach der Trauung reiste das junge Paar zurück nach Deutsch-Ostafrika. Drei Jahre später, 1909, schied Theodor von Hassel nach 22 Jahren Militärdienst aus der Armee aus. Er erwarb eine Farm in den Usamba-

² Maji = (Wasser), d. h. von Zauberern geweihtes, „heiliges“ Wasser, das vor den Kugeln der Deutschen schützen sollte.

und die Operationen in Europa hatte sich der Kampf in Ost-Afrika nicht entscheidend ausgewirkt. Ob Theodor von Hassel die Guerillakriegsführung von Lettow-Vorbecks unterstützte, oder er sie – wie manche Kolonialoffiziere – ablehnte, ist nicht bekannt. Erstaunlich ist, dass von Hassel mit seiner langen Erfahrung in Ostafrika und seinem Rang als vormals aktiver Hauptmann während der Kämpfe in Ostafrika in der Aufstellung des „Offizierkorps der Schutztruppe für DOA-Afrika 1914-1918“ in keiner einzigen Führungsposition aufgelistet wird, obwohl viele Einheiten der Schutztrup-

pe von jungen, kaum erfahrenen Offizieren der Reserve geführt wurden. Auch wird Hassels Name – anders als 1905/1906 während des Maji-Maji-Aufstandes – bis zur Einstellung der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung im August 1916 in keiner der „Amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz in der Kolonie“ erwähnt. Indizien deuten auf ein Zerwürfnis mit von Lettow hin. Das Schicksal wollte es, dass Theodor von Hassels Sohn Kai-Uwe im März 1964 in Pronsdorf bei Bad Segeberg während der Beisetzung Lettow-Vorbecks als Verteidigungsminister die Traueransprache hielt.

Seine Frau Emma – mit inzwischen vier kleinen Kindern – musste die Farm allein weiterführen, um zu überleben. 1917 geriet Theodor von Hassel in britische Gefangenschaft. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Vertrag von Versailles ging die kurze deutsche Kolonialzeit nach nur 35 Jahren zu Ende. Deutsch-Ostafrika kam zu Großbritannien. Theodor von Hassel wurde 1920 – wie zuvor auch seine ganze Familie – nach Deutschland ausgewiesen. Sie ließen sich in Glücksburg nieder und versuchten, ein neues Leben aufzubauen. Es gelang nur zum Teil, denn die Ehe zerbrach. Theodor von Hassel kehrte 1926 nach Ostafrika zurück und unternahm einen weiteren Anlauf als Kaffeefarmer. Emma von Hassel blieb mit den fünf Kindern in Glücksburg. In der Chronik ihrer Familie zog sie eine bittere Bilanz:

„Von allen Geschwistern hat sie (= Emma) das härteste Leben gehabt, sie ist vor schwere Aufgaben gestellt worden.“³

In ihrer Wahlheimat war sie als „resolute Frau und starke Persönlichkeit“ bekannt. Den Aufstieg ihres Sohnes zum Ministerpräsidenten erlebte Emma von Hassel noch. Sie starb am 14. April 1960 in Hamburg an Herzversagen.

Der Sohn – Verteidigungsminister

Kai-Uwe von Hassel hatte nach dem Abitur in Flensburg 1933 eine breitgefächerte Ausbildung als Kolonialkaufmann absolviert und war im April 1935 zu seinem Vater nach

Ost-Afrika zurückgekehrt. Sieben Monate später, am 29. November 1935, starb der Vater in Mahenge an Malaria. Überdies hatten eine Missernte und finanzielle Probleme den beruflichen Neustart erschwert. Es war ein harter Einschnitt für den Sohn. Kai-Uwe schlug sich durch und bekam auch in der nun britisch geführten Kolonie beruflich schnell wieder Boden unter



Bild 4: Leutnant Kai-Uwe von Hassel

die Füße. Doch dann brach der Zweite Weltkrieg aus. Er wurde ein zweites Mal nach Deutschland ausgewiesen und dort 1940 in die 1. Kompanie der Nachrichten-Ersatzabteilung 30 nach Lübeck eingezogen (Bild 4). Als Nachrichtendolmetscher diente er – unterbrochen durch die Ausbildung zum Reserveoffizier – bis 1943 bei der Horkkompanie 613 in Frankreich. Während eines Kurzurlaubs zu Weihnachten 1940 heirateten Leutnant Kai-Uwe von Hassel und Elfriede Frölich (1914-1971) in Glücksburg. Er hatte seine Frau, die Tochter eines Hafenkapitäns, bei der Kolonialjugend bereits als Schüler kennengelernt. 1941 kam Sohn Joachim und 1943 Tochter Barbara zur Welt. Von Hassel wurde zur 94. Infanteriedivision versetzt und war dort Zugführer in der Funkkompanie der Division und später Ordonanzoffizier im Divisionsstab. Sein Großverband wurde im Spätsommer 1943 in den Raum von Neapel verlegt und kämpfte dort gegen die alliierten Invasionstruppen. Hinhaltend kämpfend wichen die deutschen Truppen nach Norden aus, wo sie am 2. Mai 1945 kapitu-

lierten. Kai-Uwe geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er aber bereits im September 1945 – als Landwirt dringend benötigt – entlassen wurde.

Nun folgte der dritte Neuanfang, jedoch nicht als Landwirt: Kai-Uwe von Hassel trat in Glücksburg der CDU bei und schlug die Politikerlaufbahn ein. Von 1947 bis 1950 war von Hassel auf kommunaler Ebene tätig, als Stadtvertreter, Bürgermeister und Bürgervorsteher in seiner Wahlheimat Glücksburg an der Flensburger Förde. Friedrich Wilhelm Lübke (1887-1954), der ältere Bruder von Bundespräsident Heinrich Lübke (1894-1972) und frühere Windjammer-Kapitän, war Landrat in Flensburg und förderte den jungen Politiker. Im Juli 1950 war von Hassel bereits zum Stellvertretenden Landesvorsitzenden der CDU aufgestiegen, wurde Mitglied des schleswig-holsteinischen Landtages in Kiel und nahm dies Aufgabe bis 1965 wahr. Parallel dazu war von Hassel von 1953 bis 1954 und von 1965 bis 1980 als direkt gewählter Abgeordneter Mitglied des Deutschen Bundestages. 1963 wurde Kai-Uwe von Hassel Ehrenbürger der Stadt Glücksburg. Als Friedrich Wilhelm Lübke, der Landesvater in Kiel, 1954 starb, wurde von Hassel zu seinem Nachfolger gewählt und zog mit nur 41 Jahren als sechster Ministerpräsident des nördlichsten Bundeslandes in das Kieler Landeshaus ein. Das neue Amt war eine Mammutaufgabe: Schleswig-Holstein wies nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur die größte Flüchtlings-, sondern auch die höchste Arbeitslosenquote in Westdeutschland auf. Aber von Hassel war ein Stehaufmännchen im besten Sinne, ein Pionier und ein Farmer, geprägt von Rhythmus des Säens und Erntens, umrahmt von Pflicht, Ordnung und Fleiß, der selbst in dunkelsten Momenten von christlicher Hoffnung getragen wurde. Bereits auf kommunaler Ebene pflegte von Hassel enge Beziehungen zum Flottenkommando in seinem Wohnort Glücksburg. Später als Ministerpräsident dehnte er diese auf alle in seinem Bundesland stationierten Truppenteilen der Bundeswehr aus. Neben Niedersachsen war Schleswig-Holstein das einzige Bundesland, in dem alle drei Teilstreitkräfte – Heer, Luftwaffe und Ma-

³ Hassel, Emma von Michael Jebson
Das Leben des Schiffsreeders und die
Chronik seiner Vorfahren S. 158

rine – vertreten waren. Kai-Uwe von Hassel war ein überzeugter Verfechter der allgemeinen Wehrpflicht. Als Landesvater musste sich von Hassel auch mit Fragen der Verteidigung des schmalen Landstreifens im Falle eines Angriffs des Warschauer Paktes auseinandersetzen. Von Hassel blickte mit Sorge auf die Probleme, die sich wegen der exponierten geographischen Lage seines Bundeslandes für die Landesverteidigung ergaben. Am 1. Oktober 1956 hatte in Husum, Theodor Storms „grauer Stadt am Meer“, der Aufbau der Heeresoffizierschule II (HOS II) begonnen.⁴ Doch nur eineinhalb Jahre später, am 21. Juni 1958, wurde die Heeresoffizierschule (HOS) II nach Hamburg-Wandsbek verlegt. Am 16. Oktober 1959 stellte der damalige Luftwaffeninspekteur, Generalleutnant Josef Kammhuber, in Anwesenheit von Ministerpräsident von Hassel das Jagdbombergeschwader 35 in Husum in Dienst. In seiner Ansprache hob von Hassel hervor, dass die Anwesenheit deutscher Flugzeuge und Panzer in Schleswig Holstein verhindern werde, dass hier einmal sowjetische Truppen stünden und fügte hinzu: „Wem der Fluglärm nicht gefällt, der muss bedenken, ob nicht der Lärm deutscher Flugzeuge über seinem Haus besser ist als der von sowjetischen Maschinen“.

Mehrfach nahm von Hassel auch Termine bei der Bundeswehr wahr, wenn sich hohe Bonner Prominenz zu Besuch bei Truppenteilen in seinem Bundesland angesagt hatte, so zum Beispiel am 18. September 1960, als Bundespräsident Heinrich Lübke das 1. Marinefliegergeschwader auf dem Marinefliegerhorst Schleswig/Jagel besuchte.

Blicken die Medien nach über einem halben Jahrhundert auf die verheerende Sturmflut vom Februar 1962 zurück, steht zumeist die Hansestadt Hamburg im Zentrum des Interesses. Dabei waren die nordfriesischen Inseln und Halligen, sowie das Binnenland entlang der Elbe und der Küste ebenso stark gefährdet. Allerdings blieb es in Schleswig-Holstein nur bei Sachschäden, wohingegen die Han-

sestadt Hamburg 315 Menschenleben zu beklagen hatte. Von Hassel, der sich zufällig in Dithmarschen aufhielt, spielte eine beispielhafte Rolle. Er besuchte die gefährdeten Deichabschnitte mehrfach persönlich und sprach den Menschen Mut zu. Am 09. Januar 1963 übergab von Hassel das Amt des Ministerpräsidenten in Kiel an seinen Nachfolger Helmut Lemke (1907-1990).

Als 1962 Verteidigungsminister Franz Josef Strauß (1915-1988) wegen der sog. „SPIEGEL-Affäre“⁵ nicht mehr zu halten und das vierte Kabinett Adenauers zerbrochen war, suchte Bundeskanzler Adenauer nach einem geeigneten Nachfolger. Von Hassel war im Gespräch, doch er weigerte sich. Erst beim Appell an Hassels Pflichtbewusstsein beugte sich dieser. Mit nur 49 Jahren übernahm von Hassel am 9. Januar 1963 offiziell im fünften Kabinett Adenauers die neuen Amtsgeschäfte als Inhaber der Befehls- und Kommandogewalt. Von Hassel war, als er ins Kabinett wechselte, ein Schwergewicht in der politischen Arena der jungen Bundesrepublik, konnte er doch auf neun erfolgreiche Jahre als Landeschef zurückblicken. Das Erbe, das er in der Bonner Ermekeil-Kaserne antrat, war schwer. Nach innen musste er die in Misskredit geratene moralische Autorität der Bundeswehrführung wieder herstellen. Bei den Beziehungen zur NATO lag der Schwerpunkt seiner Arbeit darauf, die deutschen Sicherheitsinteressen zu wahren und zugleich die verloren gegangene Übereinstimmung mit der Führungsmacht im Bündnis wieder herzustellen. Die USA hatten 1962 die Umkehr der „Schwert-

Schild-Theorie“ verkündet: Wegen der gegenseitigen Neutralisierung des Atompotentials beider Seiten („Pattsituation“) sollte fortan nukleare Komponente von der Rolle des Schwertes zu der des Schutzschildes wechseln, und den konventionellen Kräften, die bisher als „Schild“ fungierten, wurde die Aufgabe des Schwertes übertragen. Dazu wurde es erforderlich, dass die europäischen Staaten, allen voran die Bundesrepublik Deutschland, ihre konventionellen Rüstungsanstrengungen erhöhten.

Der zweite Schwerpunkt zielt auf das Innenleben der Armee. Zwar war 1964 die Quote der Wehrdienstverweigerer mit 2.777 (davon nur 205 Soldaten) am niedrigsten,⁶ doch nach der überstürzten Aufstellung bedurften die noch jungen Streitkräfte auch der inneren Festigung. Dies gelang weitgehend. Dennoch gab es Fehlschläge. In Nagold starb 1963 ein schikanierter Rekrut bei einem Gepäckmarsch, und ein zweiter Vorfall mit Todesfolge ereignete sich ein Jahr später in Esslingen. Minister von Hassel verurteilte die Übergriffe mehrfach.

Mit einem Bündel von Verbesserungen erhöhte der Minister die Attraktivität der Bundeswehr und stärkte ihre inneres Gefüge. So erstritt er u.a. beim Finanzminister die alte deutsche Militärfahrkarte und verbesserte damit das Budget der oft heimatfern einberufenen Soldaten. Es folgten einige „optische“ Maßnahmen, die das Bild der Bundeswehr in der Öffentlichkeit, aber auch das Selbstwertgefühl der Soldaten steigerten: So wurde z.B. 1964 die nicht sonderlich kleidsame Uniform aufgebessert; Heer und Luftwaffe bekamen neue Ausgehuniformen.

Nachdem Bundespräsident Lübke im September 1964 Truppenfahnen für die Bundeswehr gestiftet hatte, übergab Minister von Hassel am 23. April 1965 der Bundesmarine als erster Teilstreitkraft die Truppenfahnen auf dem Gelände der Marineunteroffizierschule in Plön. Einen Tag später, am 24. April, erfolgte die Übergabe an das Heer und Luftwaffen-Inspekteur Panitzki⁷ im Preußenstadion in Müns-

⁴ Nur eineinhalb Jahre später, am 21. Juni 1958, wurde die Heeresoffizierschule (HOS) II nach Hamburg-Wandsbek verlegt.

⁵ Mitarbeitern des Nachrichtenmagazins „DER SPIEGEL“ war wegen einer kritischen Berichterstattung über das Manöver FALLEX 62 („Bedingt abwehrbereit“) Landesverrat vorgeworfen worden. Beim Bundesgerichtshof wurde ein Verfahren wegen des Verdachts von Geheimnisverrat an das Magazin eingeleitet. Mehrere Redakteure wurden verhaftet, darunter Herausgeber Rudolf Augstein (1923-2002) und Chefredakteur Conrad Ahlers (1922-1980). Letzterer weilte zu jener Zeit in Spanien auf Urlaub und wurde auf Veranlassung von Verteidigungsminister Strauß und nach Einschaltung des deutschen Militärattachés in Madrid, Oberst i.G. Achim Oster (1914-1983), von der spanischen Polizei in Gewahrsam genommen.

⁶ BMVg Weißbuch 1970, S. 82

⁷ Generalleutnant Panitzki gab die Truppenfahnen danach in einer eigenen

ter. Das Heer erhielt u.a. den neuen Kampfpanzer „Leopard“. Die Luftwaffe hatte im Februar 1962 – elf Monate vor Hassels Amtsantritt – die erste Maschine des Typs „Starfighter“ (F-104 G) übernommen. Die bodengestützte Luftabwehr basierte auf dem aus festen Stellungen einzusetzenden System „Nike Hercules“, das für einen Einsatz gegen Ziele in großen und mittleren Höhen vorgesehen war und dem ab 1963 eingeführten beweglichen System „Haw“ für den mittleren und unteren Bereich. Die Bundesmarine erhielt u.a. neue U-Boote der Klasse 205 und drei Raketen-Zerstörer (Klasse 103). 1963 erinnerte sich von Hassel an seine früheren Pläne zur Schaffung einer „Landeswehr“ und rief die Reservisten der Bundeswehr zum freiwilligen Dienst in der Territorial-Reserve auf. Allerdings lag die Resonanz weit unter den Hasselschen Erwartungen. Im selben Jahr erfolgte die Umbenennung in Heimatschutztruppe. Zwanzig Jahre nach dem Attentat auf Hitler nahm Bundesminister von Hassel am 20. Juli 1964 an der Einweihung eines Denkmals für Claus Schenk Graf von Stauffenberg in Sigmaringen teil und sagte u.a.:

„Jedoch mit einem alljährlichen Gedenken ... darf es nicht sein Bewenden haben. ... Es darf ... nicht unerwähnt bleiben, dass sich für die Mehrzahl der Soldaten – ... – die Frage des Widerstands aus der Sicht ihres überschaubaren Bereichs nicht stellen konnte. Auch sie, ..., haben Anspruch auf die Achtung ihres Volkes, Kann die Widerstandshaltung des 20. Juli auch keine Norm setzen, weil eine geschichtliche Ausnahmesituation zu keiner Norm werden kann, so ist doch die Verweigerung sinnloser, ... oder ungesetzlicher Befehle gute deutsche Soldatentradition.“

Die politische Leitung des Verteidigungsministeriums bestand damals nur aus dem Minister und dem beamteten Staatssekretär. Minister von Hassel arbeitete in seiner Amtszeit mit drei Generalinspektoren zusammen: General Foertsch war bereits seit April 1961 im Amt; mit ihm arbeitete von Hassel nur ein knappes Jahr zusammen, denn Foertsch schied bereits Ende 1963 altersge-

mäß aus dem aktiven Dienst. Nachfolger Trettner begleitete von Hassel mit 2 ½ Jahren am längsten, General de Maizière hingegen nur drei Monate. Insgesamt sieben Inspektoren standen zwischen 1963 und 1966 an der Spitze der drei Teilstreitkräfte und des Sanitätsdienstes der Bundeswehr. Zu von Hassels engsten militärischen Mitarbeitern und Beratern – neben den Spitzenmilitärs – gehörten sein erster Adjutant, Oberst i. G. Willi Wagenknecht (1912-1998; Generalmajor), und dessen Nachfolger, Kapitän zur See Rolf Thomsen (1915-2003; Flottillenadmiral). Der dritte Adjutant in der Amtszeit von Hassels wurde im Januar 1966 wieder ein Marineoffizier: Kapitän zur See Herbert Trebesch (1915-2007; Vizeadmiral). Von Hassel stellte sich unmissverständlich vor die Soldaten, wenn diese angegriffen wurden.

Am 4. Oktober 1963 sprach der Minister in der Hamburger Michaelis-Kirche über das Thema „Christ und Wehrdienst“. Er betonte zwar, dass „die Pervertierung des Krieges ... ihm den Charakter eines normalen Mittels der Politik genommen“ hätte. Doch jedes Nachlassen in den Verteidigungsanstrengungen wäre eine Ermütigung für einen potentiellen Angreifer. Käme es aber zum Krieg, sagte der gläubige Christ von Hassel, wüssten wir um unsere Verstrickung in Schuld und Sünde, und sollten uns klar sein, dass wir „vor die Schranken des Gerichtes Gottes“ treten müssten. Trotz seiner berechtigten Warnungen vor der expansiven kommunistischen Ideologie war von Hassel keinesfalls ein „kalter Krieger“, was er mit den folgenden Worten untermauerte:

„Das Wissen um unsere Schuld, ... lässt uns im Feind den Menschen, den Bruder sehen, der Gottes Ebenbild ist wie wir.“

Dies war ein klarer Hinweis auf die Anwendung christlichen Gedankengutes im politischen und soldatischen Alltag. Der Minister mahnte zugleich seine eigene evangelische Kirche, die in dieser Frage gespalten wäre, sie möge eine Stätte des Friedens“ bleiben.⁸ Seit seinem Amtsantritt bemühte sich von Hassel auch erfolgreich um ein besseres Verhält-

nis zu den Sozialdemokraten. Am 1. Juli 1965 unterzeichnete von Hassel den ersten Traditionserlass der Bundeswehr. Er förderte den Bau neuer Kasernen, sowie von Offiziers- und Unteroffiziersheimen. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Arbeit galt der Verbesserung der Ausbildung der Offiziere und Unteroffiziere. Ab 1965 sorgte er mit einem „Drei-Stufen-Plan“ für eine Neukonzeption der Offizierausbildung: Offizierschule, Wehrakademie und Stabsakademie. Allerdings wurde diese Planung nur langsam umgesetzt.⁹ Zur Verbesserung der Unteroffizierausbildung im Heer wurden die beiden Unteroffizierschulen in Sonthofen (HUS I) und Aachen (HUS II) eingerichtet. Hassels Ansätze zur Hebung des Niveaus der Ausbildung wurden nur wenige Jahre später durch die seines Nach-Nachfolgers Helmut Schmidt obsolet, weil sie im Kern zwar richtig, aber nicht weitreichend genug waren. Auch die beiden Heeresunteroffizierschulen wurden später aufgelöst, doch ihre Idee erlebte ab 1990 mit ihrer Neugründung, wenngleich in anderer Form, eine Renaissance.

Im zeitlichen Zentrum von Hassels Amtszeit stand die „Starfighter-Krise“.¹⁰ Vom Vorgänger Franz Josef Strauß übernommen warf sie über Jahre düstere Schatten, obwohl die Auslieferung der ersten Flugzeuge bereits vor der Amtsübernahme von Hassels erfolgt war. Die Ursachen der Krise waren weder dem Flugzeugmuster noch Minister von Hassel anzulasten, sondern bestanden aus einem komplexen Bündel an Gründen, die hier nicht im Einzelnen dargestellt werden sollen. Das Urteil über die Maschine schwankt und reicht von „Witwenmacher“ bis „Traumflugzeug“. Luft-

9 Die Stabsakademie in Hamburg-Ohlsdorf nahm 1967 ihren Dienstbetrieb auf, und die Wehrakademie in Hildesheim öffnete erst im Oktober 1969, d.h. drei Jahre nach von Hassels Ausscheiden aus dem Amt, ihre Pforten und kam über einen Modell-Lehrgang nicht hinaus.

10 Durch technische Überfrachtung und zusätzliche Einsatzrollen für die deutsche Version des US-Flugzeugmusters Lockheed F-104 stieg dessen Gesamtgewicht beträchtlich und verlangte höchstes fliegerisches Können. Zwischen 1962 und der Ausmusterung 1991 stürzten 292 Maschinen ab, und 108 Piloten verloren ihr Leben.

Zeremonie in München an die Verbände seiner Teilstreitkraft weiter.

8 Hassel, Kai-Uwe von Verantwortung für die Freiheit S. 10 ff.

waffen-Oberst Peter Vogler (* 1941; Generalleutnant) schrieb:

„Sie hat schlechten Ruf nicht verdient. Sie stellt nur >nur< das Höchstmaß dessen dar, das ein sorgfältig ausgewählter und ausgebildeter, ... einzelner Mensch zu meistern vermag.“¹¹

Da der Bedarf an qualifizierten Piloten nicht so schnell gedeckt werden konnte, wurden die Anforderungen gesenkt. Dies aber führte zu einer Überforderung von Material, Personal und Organisationsstruktur. Am 25. Januar 1962 kam der erste deutsche Starfighter-Pilot ums Leben. Es folgte eine beispiellose Absturzserie.¹² Von Hassel hatte die undankbare Aufgabe, die Einführung des neuen Waffensystems zu verteidigen und tat es aus Loyalität. Am 12. August 1966 bat Luftwaffenchef Werner Panitzki (1911-2000) wegen der aus seiner Sicht mangelnden Unterstützung bei der Überwindung der Probleme seinen Minister um vorzeitige Versetzung in den Ruhestand. Von Hassel lehnte den Rücktritt ab, warf dem Inspekteur der Luftwaffe aber zugleich vor, nicht genug getan zu haben, um die Krise in den Griff zu bekommen. Als sich Panitzki empört an die Presse wandte, wurde er in den einstweiligen Ruhestand versetzt und Generalleutnant Johannes Steinhoff (1913-1994; General), der Stellvertreter des Oberbefehlshabers der Alliierten Luftstreitkräfte Europa Mitte (AAFCE oder AIRCENT) in Fontainebleau bei Paris, zum Nachfolger berufen. Nach neun Tagen Bedenkzeit übernahm er die schwere Aufgabe, forderte aber klare Kompetenzen und bekam sie. Basierend auf dem Einsatz des „Sonderbeauftragten für das Waffensystem F-104“, Generalmajor Dietrich Hrabak (1914-1995), und der Erfahrung und Durchsetzungskraft von Inspekteur Steinhoff, gelang es, die Krise Schritt für Schritt in den Griff zu bekommen. Gleichwohl kam es immer wieder zu Flugunfällen. Einer traf die Familie von Hassel bis ins Mark, als der Minister bereits vier Jahre aus dem Amte war.

Der Rücktritt von Generalinspekteur Trettner einige Tage später hatte

nichts mit dem Panitzkis zu tun; die zeitliche Nähe war zufällig. Seit geraumer Zeit war innerhalb der Bundeswehr die Frage gewerkschaftlicher Betätigung in den Kasernen diskutiert worden. Bislang hatte der „Deutsche Bundeswehrverband“ – 1956 von Soldaten gegründet – als alleinige Standesorganisation deren Interessen vertreten. Neun Jahre später, 1965, forderte die Gewerkschaft ÖTV („Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr“) ebenfalls Zugang in die Kasernen und richtete deshalb eine Beschwerde an das Bundesverfassungsgericht. Dies führte zu öffentlichem Streit und zu Widerstand innerhalb der Bundeswehr, war doch damals das Verhältnis zwischen Gewerkschaften und den Streitkräften noch sehr belastet. Nicht wenige Soldaten fürchteten, parteipolitischer Streit in den Kasernen würde das innere Gefüge der Armee nachhaltig stören. In der Rückschau kann festgestellt werden, dass sich diese Befürchtungen nicht bewahrheitet haben. Auch die Kassandrarufer, die Schleusen für eine Politisierung der Bundeswehr wären damit weit geöffnet, haben sich nicht bewahrheitet. Und so gab Minister von Hassel auch für die ÖTV „grünes Licht“ für deren Weg in die Kaserne.

Trettner warf am 15. August 1966 „das Handtuch“, weil er bei der Herausgabe des sog. „Gewerkschaftserlasses“ vorsätzlich von der zivilen Beamtenhierarchie des Ministeriums übergangen worden war. Nicht der Inhalt des Erlasses war der Grund von Trettners Entscheidung, sondern die Tatsache, dass ohne sein Mitwissen eine die innere Struktur der Streitkräfte betreffende Entscheidung getroffen worden war. Auch war sein Schritt kein Affront gegen seinen Minister, sondern gegen den Amtsmissbrauch durch den beamteten Staatssekretär Karl Gumbel (1909-1984), der sich als direkter Vorgesetzter des Generalinspektors sah, obwohl die rechtliche Grundlage dafür fehlte. Dies äußerte sich im ministeriellen Dienstbetrieb z.B. darin, dass er dem Generalinspekteur sogar in dessen Funktion als Berater der Bundesregierung das unmittelbare Vortragsrecht beim Minister verweigerte – ein Affront gegen Minister und Kanzler und ein massiver Eingriff in deren Kompetenzen. Überdies hatten alle

Ministervorlagen über seinen Tisch zu laufen, was einer Zensur gleichkam. Gumbels „pedantisch genaue, aber oft auch undurchsichtige Arbeitsweise“ hätte „die Stellung des Staatssekretärs ins Zwielicht gerückt“,¹³ schrieb Generalinspekteur de Maizière, und Helmut Schmidt bezeichnete ihn sogar als „Krebsschaden der Bundeswehr“.¹⁴ Unmittelbar nach Trettner trat auch Generalmajor Günther Pape (1907-1986), der Befehlshaber im Wehrbereich III in Düsseldorf, zurück; er schloss sich dem Generalinspekteur aus kameradschaftlichen Gründen an. Es war eine bisher einmalige, honorierge Geste, wenngleich sie wirkungslos blieb. Von Hassel wusste um die Defizite bei der Spitzengliederung und um Querelen in seinem Hause und vertrat auch hinsichtlich des Begriffes „civil control“ eine andere Auffassung als Gumbel. Bereits 1963 hatte er in einer Rede vor dem Beirat für Fragen der Inneren Führung dazu festgestellt:

„Civil control heißt nicht >zivile Kontrolle< der Soldaten, sondern verantwortliche Leitung durch Politik. ... Eine gegenseitige oder einseitige Kontrolle etwa der Soldaten durch den Zivilisten wäre ein durch nichts gerechtfertigtes Mißverständnis. ... Die Grundsätze der Inneren Führung müssen auch für das Verhältnis von Beamten und Soldaten gelten.“¹⁵

Doch weshalb griff er nicht ein, um diese innerministeriellen Reibungsflächen zu entschärfen? Der Minister vermied wahrscheinlich die Auseinandersetzung mit seinem Staatssekretär, weil er wusste, dass dieser die Rückendeckung des Kanzlers besaß. Aus Loyalität gegenüber dem Regierungschef nahm er in Kauf, von vielen Soldaten als Zauderer angesehen zu werden.

Der nahezu zeitgleiche Rücktritt dreier hoher Offiziere war bisher einmalig in der jungen Geschichte der Bundeswehr. Deshalb schlugen die Wellen in den Medien hoch. Staatssekretär Gumbel blieb bis zum Ende der Amtszeit von Hassels im Amt. Im Dezember 1966, nach Bildung der Großen Koalition, brachte Gerhard

11 Jarosch, Werner Immer im Einsatz – 50 Jahre Luftwaffe, S. 57

12 Bis zur Ausmusterung am 22. Mai 1991 starben 108 Piloten, und die Luftwaffe verlor insgesamt 292 Maschinen.

13 Maizière, Ulrich de Führen im Frieden S. 287

14 „SPIEGEL“ – Nr. 36/66 vom 29.08.1966

15 Zitiert bei: Speich, Mark, a.a.O., S. 289

Schröder (CDU), der Nachfolger von Hassels, seinen bewährten Staatssekretär Prof. Dr. Karl Carstens (1914-1992) vom Außenamt als Staatssekretär auf die Hardthöhe mit. General de Maizière schrieb:

„Carstens gelang es innerhalb kurzer Zeit, im gesamten Haus wieder ein vertrauensvolles Arbeitsklima herzustellen.“ ... Alle atmeten auf.“¹⁶

schweige denn von einem Aufstand des Militärs, keine Spur.

In seiner fast vierjährigen Amtszeit inspizierte von Hassel eine große Anzahl von Truppenteilen, die nicht vorgestellt werden können. In Erinnerung bleibt seine Rolle als Gastgeber bei der Abschiedsparade für Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer (1876-1967) auf dem Fliegerhorst

fürte mit seinen Fünf-Jahres-Plänen die erste solide Finanzplanung und die Grundsätze und Verfahren moderner Streitkräfteplanung¹⁷ in die Bundeswehr ein. Er war zudem einer der wenigen Verteidigungsminister, wenn nicht sogar der einzige, der während der alle zwei Jahr stattfindenden NATO-Übungen FALLEX selbst als Minister fungierte.¹⁸

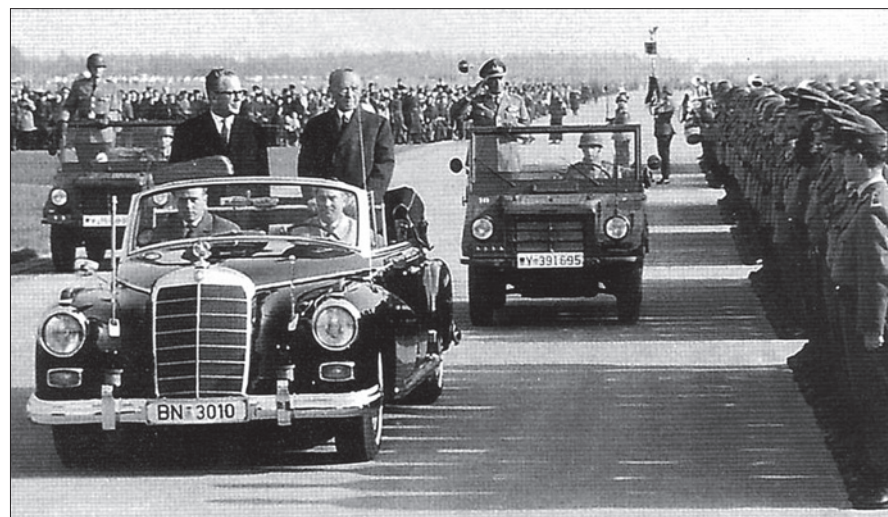


Bild 5: Abschiedsparade für Bundeskanzler Adenauer auf dem Fliegerhorst Wunsdorf am 12.10.1963

Dieser Wechsel und die anschließende Verbesserung der Zusammenarbeit innerhalb des Ministeriums zeigten deutlich, dass die Ursachen für die angebliche Generalskrise nicht beim Generalinspekteur, sondern in der Amtsanmaßung des Staatssekretärs gelegen hatten.

Generalleutnant de Maizière trat als oberster Soldat an die militärische Spitze der Bundeswehr. Auch die Vakanz im Wehrbereich III in Düsseldorf wurde schnell geschlossen. Bereits zwei Wochen später hatten sich die Wogen, die von den Medien so hoch aufgepeitscht worden waren, wieder geglättet – von Generalskrise, ge-

in Wunsdorf am 12. Oktober 1963 (Bild 5). Minister und Kanzler fuhren, in einem Mercedes 300er-Cabriolet stehend, gefolgt vom Generalinspekteur in einem LKW 0,25 t, die angetretene Paradeaufstellung ab. Eine halbe Stunde dauerte der anschließende Vorbeimarsch der Verbände von Heer, Luftwaffe und Marine, bei dem etwa 5.000 Soldaten, mehrere hundert Rad- und Kettenfahrzeuge und 150 Flugzeuge beteiligt waren. Etwa 100.000 Menschen verfolgten die Veranstaltung. Minister von Hassel förderte auch die Einbindung der Frauen in die Streitkräfte und strebte dazu eine Änderung des Grundgesetzes an, um diese zum Dienst in der Bundeswehr verpflichtet zu können. 1964 arbeiteten bereits etwa 82.000 Frauen für das Militär: Knapp 37.000 in der Bundeswehr und 45.000 bei NATO-Dienststellen und alliierten Truppen. Mit der Verpflichtung jener 82.000 Frauen bereits im Frieden wollte der Minister sicherstellen, dass diese auch im Spannungs- und Kriegsfall zur Verfügung stünden. Doch er scheiterte damals mit seinem Vorhaben. Von Hassel

Während der Amtszeit Kai-Uwe von Hassels überschatteten zwei große Unglücke die Bundeswehr: Das Schießen am 9. April 1964 auf dem Truppenübungsplatz Bergen-Hohne, bei dem vier Mörsergranaten in eine Zuschauergruppe einschlugen und zehn Soldaten töteten, und der Untergang des Schul-U-Bootes „Hai“ am 14. September 1966 in der Nordsee, bei dem 19 Soldaten der Marine ihr Leben verloren.

Als die Große Koalition aus SPD und CDU/CSU gebildet wurde, verließ von Hassel am 5. Dezember 1966 die Bundeswehr. Er musste das Amt – anders als einige seiner Vorgänger und Nachfolger – nicht wegen größerer oder kleinerer Skandale oder persönlichen Fehlverhaltens aufgeben, sondern wegen des Wechsels der politischen Mehrheiten. Im Zuge der Bildung der ersten Großen Koalition übernahm die SPD als Junior-Partner im Kabinett Kiesinger ein Schlüssel-Ressort – das Außenamt und übertrug es Willy Brandt (1913-1992). Doch damit musste Ersatz für Gerhard Schröder, den bisherigen Amtsinhaber, gefunden werden. Als dieser auf die Hardthöhe wechselte, übernahm von Hassel das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. Wäre es um Kompetenz in diesem Ressort gegangen, hätte von Hassel den Vergleich mit Schröder fraglos um Längen gewonnen. Das Urteil der Zeitgenossen und Mitstreiter über von Hassels Amtszeit als Verteidigungsminister ist geteilt. Strauß urteilt, von Hassel sei „militärhörig“¹⁹ gewesen, und General Gerd Schmückle (* 1917) schreibt

16 Maizière, Ulrich de In der Pflicht S. 287. Als Minister Schröder 1967 schwer erkrankte, übernahm Carstens, – wie es die Gemeinsame Geschäftsordnung (GGO) vorsah – nur die Vertretung des Ministers in den laufenden Angelegenheiten des Ministeriums. Die Befehls- und Kommandogewalt hingegen wurde von einem anderen Bundesminister wahrgenommen; von Kai-Uwe von Hassel, der in das Amt des Bundesministers für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte gewechselt war.

17 Maizière, Ulrich de In der Pflicht, S. 243 und 245, sowie Führen im Frieden, S. 256.

18 Maizière, Ulrich de In der Pflicht, S. 283.

19 Strauß, Franz Josef Die Erinnerungen, S. 275

– als ehemaliger Pressesprecher von Strauß nicht unerwartet – fast identisch, aber ohne konkrete Beispiele zu nennen:

„Dabei war Hassel besten Willens. Allerdings: Durch Uniformierte, die goldene Sterne trugen, ließ er sich allzu sehr beeindrucken. ... Diese Schwäche ließ ihn auch Ratschlägen folgen, die er hätte verwerfen müssen.“²⁰

De Maizière hingegen stellt fest:

„Durch seine persönliche Integrität hatte er im In- und Ausland Respekt erworben. Hassel war im besten Sinne des Wortes ein >Bundeswehrminister<; für die Soldaten und ihr Denken besaß er viel Verständnis.“²¹

Der vormalige Wehrbeauftragte Willi Weißkirch hatte zum 80. Geburtstag Kai-Uwe von Hassel 1993 in der Zeitschrift „Das Parlament“ geschrieben:

„Wenn Prädikate für besonders noble, über kleinlichen Parteihader und pures Machtstreben erhabene Politiker zu vergeben wären, dann stünde in dieser Liste ein Name ganz oben an: Kai-Uwe von Hassel“.

Die kürzeste, vielleicht auch prägnanteste Charakterisierung Kai-Uwe von Hassels stammt ebenfalls von General de Maizière: „Ein Herr.“

Die Amtszeit von Hassels als Verteidigungsminister war – auch gemessen am Wirken vieler seiner Nachfolger – ohne Zweifel sehr erfolgreich. Leider wird sie zu Unrecht und unangemessen eng mit der Starfighter-Krise in Verbindung gebracht. Dadurch verzerrt sich die Beurteilung in Medien und Öffentlichkeit. Hinzukommt, dass das Verteidigungsministerium – anders als z.B. das Außenamt – per se kein Ressort ist, mit dessen Führung man in die oberen Ränge der Skala öffentlicher Beliebtheit aufsteigt. Keine andere oberste Bundesbehörde war – wie zwischen 1955 und 1990 – für weit über eine halbe Million Menschen verantwortlich.

Hassels Amtszeit als Verteidigungsminister zeichnet sich durch folgende persönliche und fachliche Besonderheiten aus:

- Er hatte von allen bisherigen Amtsinhabern die engsten familiären Bindungen zum Militär und von daher auch einen emotionalen Bezug zu seinem Amte, der Armee und den Soldaten. Von daher besaß er das Vertrauen der unter ihm Dienenden.
- Er war der einzige Verteidigungsminister, dessen Sohn Berufsoffizier wurde und
- der einzige hochrangige deutsche Politiker in mehr als einem halben Jahrhundert, der seinen Sohn durch den Dienst in der Bundeswehr verlor.
- Seine Erziehung und sein Denken waren von christlichen Grundsätzen geprägt und diese bestimmten sein Handeln und Auftreten.
- Er war – im Gegensatz zu einigen seiner Nachfolger – bereits bei Amtsübernahme mit sicherheitspolitischen und militärischen Fragen aus deutscher und NATO-Sicht vertraut.
- Er hat seine Aufgaben – getreu seinem Amtseid – immer im Sinne seiner Gesamtverantwortung betrachtet und ausgeübt und dabei das Wohl Deutschlands im Blick. Es ging ihm weder um private, noch um parteipolitische Interessen und schon gar nicht um Macht und Profit. Er war weder Opportunist, noch Populist. Seine Haltung und sein Handeln waren zeitlebens patriotisch geprägt – was damals vor allem gemeinnützig bedeutete.

Viele seiner Projekte, die von Hassel als Verteidigungsminister geschaffen hatte, haben die Zeit des Kalten Krieges, die Wiedervereinigung, die Neuordnung Europas überlebt und bis heute auch nach einem halben Jahrhundert Bestand, auch wenn der Name ihres Schöpfers in Vergessenheit geraten sein mag. Gerade wegen der kurzen Haltbarkeitsdauer zahlloser militärischer Vorhaben ist dies ein besonderer Vorzug und Verdienst. Seine überdurchschnittlich lange Amtszeit war – zusammen mit Minister Jung – bisher die fünftlängste.

Der Enkel – Oberleutnant zur See

Sein Sohn Joachim (gen. Jochen) (Bild 6) kam am 14. Mai 1941 in Glücksburg zur Welt wuchs an der

Förde auf. Nach dem Abitur trat er am 1. April 1963, drei Monate nach dem Amtsantritt seines Vaters – gemeinsam mit etwa 100 anderen Marineoffizieranwärtern der Crew IV/63 – in die Bundesmarine ein, strebte aber nicht die seemännische, sondern die fliegerische Laufbahn an. Zunächst absolvierte Joachim von Hassel die dreimonatige Grundausbildung in der 5. Kompanie des 3. Marineausbildungsbataillons in Glückstadt an der Unterelbe. Danach begann am 1. Juli 1963 die dreimonatige seemännische Ausbildung auf dem Segelschiff „Gorch Fock“ unter Kapitän zur See Hans Engel (1910-2001). Der nächste Ausbildungsabschnitt fand an der Technischen Marineschule 2 (TMS 2) in Bremerhaven statt, und im Januar 1964 folgte das zweite Bordkommando, diesmal auf der Schulfregatte „Hipper“ unter Fregattenkapitän Hubert Nordheimer (1917-1997; Kapitän zur See). Auf dieser Reise wurde Jochen von Hassel im April 1964 zum Seekadetten befördert. Die 27. Auslandsausbildungsreise (AAR), gemeinsam mit der Schulfregatte „Graf Spee“, führte durch das Mittelmeer, den Suez-Kanal, das Rote Meer und danach quer durch den Indischen Ozean an die Südspitze Indiens über Chittagong und bis nach Bangkok. Im Juni kehrte das Schiff nach Kiel zurück. Die nächste Station des angehenden Marineoffiziers fand an der Marineschule Mürwik unter Flottenadmiral Dr. Karl Schneider-Pungs (1914-2001; Konteradmiral) statt, für den aus dem nahen Glücksburg stammenden jungen Mann ein Heimspiel. Der Lehrgang dauerte von Juli 1964 bis Juni 1965. Im dritten Jahr ihrer Ausbildung trennten sich die Wege der angehenden Marineoffiziere: Seefahrer, Techniker und Flieger begannen ihre Spezialausbildung. Aus der Crew IV/63 schlugen zunächst nur fünf Mann als zukünftige Jet-Flieger die fliegerische Laufbahn ein. Ihre fliegerische Grundausbildung erhielten sie auf dem Fliegerhorst Uetersen nordwestlich von Hamburg auf den Flugzeugmustern Do-27 und Piaggio. Die weiterführende fliegerische Ausbildung wurde in mehreren Abschnitten den USA durchgeführt, wobei die künftigen Flugzeugführer von Luftwaffe und Marine gemeinsam beim

20 Schmückle, Gerd Ohne Pauken und Trompeten, S. 294

21 Maizière, de Ulrich In der Pflicht, S. 285

Training Command der US-Air Force geschult wurden.

Bereits in der Schule seines Heimatortes Glücksburg hatte Jochen von Hassel die 1940 in Sindelfingen geborene Elke Ottens, die Tochter des pensionierten Heeres-Obersten Otto-Hermann Ottens (1898-1982) und dessen Frau Karin (1905-1983; geb. Wittekop) kennengelernt. Karin Ottens und ihre vier Kinder²² wohnten bis Ende 1944 in Böblingen bei Stuttgart. Durch zwei schwere Bombenangriffe auf Böblingen im Sommer 1944 hatten sie ihre Wohnung und ihr Hab und Gut verloren und waren nach Glücksburg, wo Ottens Eltern lebten. Da Fähnrich zur See Joachim von Hassel und Elke Ottens eine zweijährige Trennung nicht auf sich nehmen wollten, gaben sie sich vor der Kommandierung in die USA das Jawort. Jochen von Hassel erhielt zunächst auf der Lackland Air Force Base bei San Antonio in Texas eine auf die Belange des Piloten ausgerichtete Sprachausbildung. Danach folgte von November 1965 bis Februar 1966 die Schulung auf der T-41 („Mes-calero“), der militärischen Version der Cessna 172. Sie fand in Casa Grande, ca. 10 km südostwärts von Tucson, einer Außenstelle der Williams Air Force Base im Bundesstaat Arizona, statt. Anfang 1966 wurde Jochen von Hassel zum Leutnant zur See befördert. Die nächste Phase der Ausbildung bei der US-Air Force, das sog. „Undergrade Pilot Training“ (UPT), erfolgte ab März 1966 im Rahmen der Klasse „UPT class 67D“. Sie fand auf der Williams Air Force Base bei Mesa statt. Die Schulung wurden auf den Flugzeugmustern T-37 und T-38 durchgeführt. Am 10. Dezember 1966 fand die „Graduation“-Zeremonie der statt. Der letzte Abschnitt von Januar bis zum Herbst 1967 galt – nunmehr als „class 68B“ – der vertieften fliegerischen Schulung und der Waffensystemausbildung auf dem Flugzeugmuster F-104 („Starfighter“) bei der 2. Deutschen Luftwaffen-Ausbildungsstaffel F-104 in der Luke Air Force Base in Arizona. Ende August 1967 schloss die Klasse 68-B der „Cactus Starfighter Squadron“ ihre Ausbildung in den USA ab. Alle fünf Marineoffiziere der Crew IV/63 kehrten mit den

„wings“ der Marine, einer flachen goldenen Schwinge, und dem silbernen Flugzeugführerabzeichen der US-Air Force an der Uniform nach Deutschland zurück. Dort folgte bis Februar 1968 in Jever die Anpassung an die hiesigen Flug- und Wetterbedingungen („Europäisierung“). Joachim von



Bild 6: Leutnant zur See Jochen von Hassel

Hassel wurde zum Marinefliegergeschwader (MGF) 2 ins schleswig-holsteinische Eggebek versetzt. Er war ein begeisterter, leidenschaftlicher und guter Pilot. So gehörte er zu den handverlesenen Piloten seines Geschwaders, die an dem NATO-Aufklärungswettbewerb „BIG CLICK 69“ teilnahmen.

Der 10. März 1970 war nach mehreren trüb-kalten Winterwochen der erste sonnige Tag. Vier Flugzeugführer des Geschwaders nutzten ihn zu einem 75-minütigen Übungsflug. Während die erste Rotte landete, drehte die zweite noch eine Warterunde und musste dabei gegen die Sonne und eine Blendung durch ausgedehnte Schneefelder fliegen. Kurz vor der Landung und damit zu spät, um den Schleudersitz zu bedienen, stürzte Oberleutnant zur See von Hassel, der die Aufklärungsvariante des „Starfighter“ RF 104G flog, im Obdruper Wald – etwa 15 Kilometer südlich von Glücksburg – aus dem Gegenanflug einer radargeführten Platzrunde aus 2.000 Fuß (= etwas über 600 Meter) Höhe ab. Er war der 57. Starfighter-

Pilot, der ums Leben kam. Joachim verlor auf den Tag genau 55 Jahre nach seinem Onkel Friedrich das Leben. Staatssekretär Willi Berkhan (1915-1994) und Generalinspekteur Armin Zimmermann (1917-1976) überbrachten Vater Kai-Uwe im Dienstzimmer des Bundestagspräsidenten die Todesnachricht. Die genaue Unfallursache konnte nicht ermittelt werden. Die militärische Trauerfeier fand am 13. März 1970 in Eggebek statt; am Nachmittag nahmen Familie und die Gemeinde in der Auferstehungskirche in Glücksburg Abschied. Jochen von Hassel fand im Familiengrab in Glücksburg seine letzte Ruhestätte. Sein früher Tod lastete schwer auf der ganzen Familie. Am 29. April 1971, nur dreizehn Monate später, starb Elfriede von Hassel mit nur 57 Jahren. Die zierliche Frau war nicht über den Verlust ihres Sohnes hinweggekommen. Im 2009 eingeweihten Ehrenmal der Bundeswehr in Berlin wird Jochen von Hassels Name – nach Todesjahr geordnet in alphabetischer Namensfolge – in einer Endlosschleife an die Wand gestrahlt. Elke von Hassel, die Schwiegertochter, hatte im Alter von dreißig Jahren und nach nur fünf Ehejahren ihren Mann und die beiden Jungen – Ulf-Martin und Frank-Michael – im Alter von 9 und 3 Jahren ihren Vater verloren. Da die Ehe noch keine zehn Jahre bestanden hatte, erhielt sie keine Witwenrente; nur ihre beiden Söhne bekamen eine schmale Waisenrente. Der „Dank des Vaterlandes“ war und ist eine zerbrechliche, hohle Floskel, die sich schnell im bürokratischen Verordnungsdickicht verfängt. Elke von Hassels zahlreiche ehrenamtliche soziale Engagements – hier ähnelt sie sehr Emma von Hassel, der Großmutter ihres Mannes – aufzuzählen, würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Ihr Schwerpunkt lag auf der Unterstützung älterer Menschen und der Arbeit für Kinder; später kam auch das politische Wirken in ihrer Gemeinde hinzu. Im September 1986 wurde sie – als erste Frau – zur Bürgervorsteherin gewählt und übte dieses Amt 16 ½ Jahre lang bis zum 8. April 2003 erfolg- und ideenreich mit großem Einsatz aus. Ihr Sohn Frank-Michael leistete von 1987 bis 1988 seinen fünfzehnmonatigen Grundwehrdienst im Jägerbataillon 512, den „Oldenbur-

²² Uwe (* 1931), Wiebke (* 1932), Elke (* 1940) und Antje (* 1943)

ger Jägern“, in der Wagrien-Kaserne in Putlos an der Ostsee und schied als Gefreiter der Reserve aus.

Ausklang

Naturgemäß wurden Kai-Uwe von Hassels offizielle Bindungen zur Bundeswehr nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des Verteidigungsministers schwächer, doch bisweilen ließ er es sich nicht nehmen, an militärischen Veranstaltungen teilzunehmen. Im Jahre 1969 übernahm er mit 56 Jahren das protokollarisch zweithöchste Staatsamt der Bundesrepublik Deutschland, das des Präsidenten des Deutschen Bundestages und bekleidete es bis 1972. Im selben Jahr heiratete er die Historikerin Dr. Monika Weichert, und 1974 wurde sein zweiter Sohn Jan Friedrich geboren. Er arbeitet heute als Rechtsanwalt und ist ein Virtuose an der Orgel. Auch Ulf-Martin von Hassel, der Enkel, studierte Jura. Beide kehrten damit zu jenem Metier zurück, das einst ihre Vorfahren Anfang des 19. Jahrhunderts in Hamm ausgeübt hatten. Zugleich wurde – beruflicher Mobilität geschuldet – auch die Bindung an den Ostseeraum in großen Teilen aufgegeben.

In den letzten Jahren seines politischen Wirkens wandte sich Kai-Uwe von Hassel vor allem der europäischen Politik zu: 1977 wurde er zum Vizepräsidenten der Parlamentarischen Versammlung des Europarates gewählt, von 1977 bis 1980 war er Präsident der Versammlung der Westeuropäischen Union (WEU) und von Juli 1979 bis Juli 1984 schließlich als Europa-Abgeordneter Mitglied des ersten direkt gewählten Europa-Parlaments. Im Jahre 1984 schied er aus der aktiven Politik, doch bisweilen mischte er sich noch in die sicherheitspolitische Diskussion ein. So profilierte er sich z.B. zu einem der energischsten Anhänger des von ihm geprägten Begriffs einer „Europäischen Verteidigungsinitiative“ (EVI). Am 8. Mai 1997 nahm Dr. h.c. Kai-Uwe von Hassel an der Verleihung des Karlspreises der Stadt Aachen an Bundespräsident Prof. Roman Herzog teil. Auf dem Fußweg zum Rathaus, wo der Festakt stattfinden sollte, brach er zusammen und starb kurze Zeit später im Alter von 84 Jahren an Herzversagen. Am 16. Mai 1997 fand für ihn ein Trauerstaatsakt in Bonn statt. Auf dem Friedhof St. Martin in

Bonn-Muffendorf fand er im Rahmen eines Staatsbegräbnisses seine letzte Ruhe. Die enge Verbindung der Familie von Hassel zum Militär ging nach über 100 Jahren zu Ende. Lediglich in der Namensgebung der Luftwaffen-Kaserne im schleswig-holsteinischen Kropp – seit 1992 ist dort das Aufklärungsgeschwader 51 „Immelmann“ stationiert – „brennt“ eine, wenngleich leider nur kleine Flamme der Erinnerung an Kai-Uwe von Hassel. Dabei war er – neben Blank, Schmidt, Leber, Dr. Stoltenberg und Dr. de Maizière – einer der wenigen Bundesminister der Verteidigung, die im persönlichen Auftreten, in Pflichterfüllung und ihrem emotionalen Zugang zum Militär beispielgebend für die Soldaten waren. □

Literatur:

- Ahlmann, Joh. Theodor Thormann Ein Lebensbild Heinrich Möller Söhne Rendsburg 1936
- BMVg Weißbuch 1970
- Cramer, Alfred Geschichte des Infanterie-Regiments Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15 Verlag von R. Eisenschmidt Berlin 1910
- Deutsch-Ostafrikanische Zeitung (DOA-Zeitung) Wöchentliche Ausgabe, Daressalam 1903-1916
- Erinnerungsbuch der 94. Infanterie-Division an die Kriegsjahre 1939-1945 Lieferung 4 B. Steinmetz Hannover 1973
- Flensburger Tageblatt, diverse Ausgaben
- Hamer, Berthold Glücksburger Biografien Lexikon Husum 2010
- Hassel, Emma von Michael Jebson Das Leben des Schiffsreeders und die Chronik seiner Vorfahren Selbstverlag, Apenrade 1953
- Hassel, Friedrich Julius v., Generalsbiographie aus Brandenburg-Preussen (16.-19. Jahrhundert), SOL, Band X, S.445, Nr.3319
- Hassel, Kai-Uwe von Verantwortung für die Freiheit Auszüge aus Reden und Veröffentlichungen in den Jahren 1963/64 Harald Boldt Verlag Boppard a. R. 1965
- Hassel, Kai-Uwe Der Christ und der Wehrdienst Agentur des rauen Hauses 1964
- Jarosch, Werner (Hrsg.) Immer im Einsatz 50 Jahre Luftwaffe Verlag Mittler und Sohn Hamburg 2005
- Koop, Volker Kai-Uwe von Hassel – Eine politische Biographie Böhlau Verlag Köln 2007
- Lettow-Vorbeck, Paul von Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Koehler Verlag Leipzig 1926
- Maillard, Wolfgang-Eisenhardt und Schröder, Jürgen Das Offizierkorps der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika im Weltkrieg 1914-1918 Beiträge zur deutschen Kolonialgeschichte Band 10 Traditionsverband ehemaliger Schutz- und Überseetruppen e.V. 2003
- Maizière, Ulrich de Führen im Frieden 20 Jahre Dienst für Bundeswehr und Staat, Bernard & Graefe, München 1974
- Maizière, Ulrich de In der Pflicht Lebensbericht eines deutschen Soldaten im 20. Jahrhundert Verlag E. S. Mittler & Sohn Herford Bonn 1989
- National Archives & Records Administration (NARA) Washington
- Priesdorff, Kurt von Soldatisches Führertum 10 Bände Hamburg ohne Datum (1937-1942).
- Schmückle, Gerd Ohne Pauken und Trompeten Erinnerungen an Krieg und Frieden DVA Stuttgart, 1982
- Speich, Mark Kai-Uwe von Hassel Eine politische Biographie Inauguraldissertation der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn 2001
- SPIEGEL, DER – Hamburger Wochenmagazin 1966
- Strauß, Franz Josef Die Erinnerungen, Wolf Jobst Siedler Verlag Berlin, 1989
- Westphal, Walter von Bornhöved bis zur Erstürmung der Düppeler Schanzen Hamburg 2001

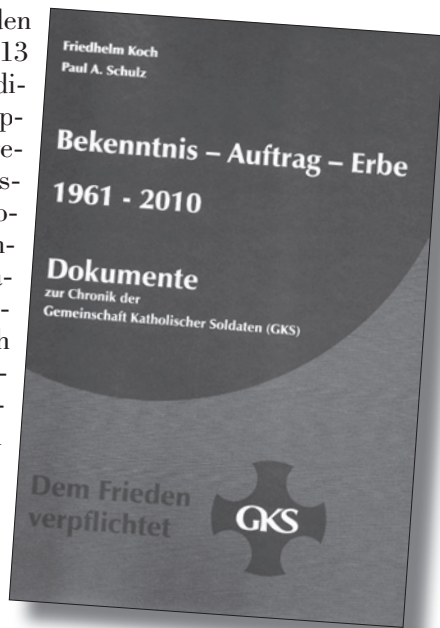
Bildnachweis

- Medienzentrale der Bundeswehr: 1, 5 Privatarchiv Elke von Hassel: 4, 6
- Verfasser: 2, 3

Jahresempfang des Militärgeneralvikars

Am Samstag, den 19. Januar 2013 fand der schon traditionelle Jahresempfang des Militärgeneralvikars, Apostolischer Protonotar Walter Wakenhut, für das organisierte Laienapostolat statt. Nach der Heiligen Messe in der Hauskapelle St. Michael des Bischofsamtes, versammelten sich die geladenen Gäste aus Katholikenrat und Gemeinschaft Katholischer Soldaten, zusammen mit den Referatsleitern der Kurie zum feierlichen Abendessen.

Militärgeneralvikar Walter Wakenhut begrüßte die Gäste zu seinem – wie er selbst ausführte – letztem Empfang in seiner Dienstzeit als Generalvikar und bedankte sich für



das Engagement der Anwesenden für die Militärseelsorge und damit für die anvertrauten Soldatinnen und Soldaten. Für die Laien erwiderte der Bundesvorsitzende der GKS, Oberstlt i.G. Rüdiger Attermeyer die Begrüßungsrede und dankte dem Generalvikar sowie der Kurie für die unkomplizierte und effektive Zusammenarbeit. Bei dieser Gelegenheit übergab der Bundesvorsitzende dem Militärgeneralvikar den „frisch“ erschienenen 2. Band der Chronik der GKS, in der die Dokumente zusammengefasst sind, die den Umfang des ersten Bandes gesprengt hätten. Zusammengestellt von Brigadegeneral a.D. Friedhelm Koch und redaktionell bearbeitet von Oberstlt a.D. Paul Schulz sind in diesem zweiten Band die Dokumente enthalten, die zur Gründung des Königsteiner Offizierkreises geführt hatten. Es werden die Wochen der Besinnung dokumentiert, ebenso wie wichtige Beiträge von Dr. Helmut Korn oder Dieter Clauss. Die Ordnung der GKS von 1970, als die Gemeinschaft sich für alle Dienstgradgruppen öffnete und weitere wichtige Meilensteine in der Entwicklung der GKS. Eine beigefügte CD enthält darüber hinaus wichtige Dokumente der organisierten Laienarbeit wie „gaudium et spes“ und die Ergebnisse der Würzburger Synode, neben den Dokumenten, die in diesem zweiten Band aus drucktechnischen Gründen keinen Platz mehr gefunden haben. □

(Text und Foto: Bertram Bastian)

Buchbesprechung

Verantworten

Salzburger Hochschulwochen 2012

Wie in jedem Jahr wurden die wichtigsten Vorlesungen, die Dankesrede und die Laudatio sowie die Festrede der Salzburger Hochschulwochen als Jahresband vom Obmann, Univ.-Prof. Dr. Gregor Maria Hoff, herausgegeben. Dieses Jahr von besonderem Interesse, kann man doch die umstrittenen Reden und Beiträge nachlesen, die im Sommer die Woge hochschlagen ließen. Dabei wird man feststellen, dass manches sich unspektakulärer zugetragen hatte, als es in der Presse sich nachher darstellte.

Beginnend mit dem Grußwort des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, ist sowohl die Festrede von Hubert Wolf enthalten, als auch die Laudatio Hans Joas' für den Preisträger 2012 José Casanova und dessen umstrittene Dankesrede, die für Irritationen sorgte. Die großen Vorlesungen der Vormittage sind abgedruckt und geben einen sehr guten Überblick über die Spannweite der Themen,



die unter dem Begriff „verantworten“ standen. Der Beitrag des Publikumpreisträgers Andreas Weiß – American History „Exodus“, ein biblisches Erzählmotiv als identitätssichernde Verantwortungsstrategie – schließt die Vorträge ab, bevor das Vorlesungsverzeichnis und die Autorenprofile das Buch beschließen. Insgesamt ein sehr gutes Buch, um die Salzburger Hochschulwochen 2012 nicht nur in Erinnerung zu rufen, sondern auch als Quellenlage zu benützen.

Verantworten, herausgegeben von Gregor Maria Hoff, Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, 238 Seiten, ISBN 978-3-7022-3206-1

GKS-Kreis Köln-Wahn

„Mit Frieden gewinnen alle“

aktion kaserne überbringt das Friedenslicht aus Bethlehem der Militärseelsorge

Am 17. Dezember 2012 übergab die „aktion kaserne“ das „Friedenslicht aus Bethlehem“ im Rahmen eines Gottesdienstes der katholischen Militärseelsorge in Köln/Wahn. „Die Luftwaffe wird das Licht wie im vergangenen Jahr auch zu den Soldatinnen und Soldaten im Einsatz bringen“, versprach Brigadegeneral Helmut Schütz, Chef des Stabes beim Luftwaffenführungskommando, der das Licht von Militärdekan Paul Hauser in Empfang nahm.

Bei der Übergabe richtete Dekan Hauser seine Aufmerksamkeit insbesondere an diejenigen Soldatinnen und Soldaten, die über Weihnachten in Afghanistan stationiert sind: „Das Licht von Bethlehem ist um die ganze Welt gereist um nun bei den stationierten Soldaten in Afghanistan

senden“, so Stefan Dengel, der Geschäftsführer der aktion kaserne, „es soll ein Zeichen sein, dass wir Zuhause an sie denken, ihnen verbunden sind und uns eine gesunde Rückkehr wünschen, aber auch eine Erinnerung an die große Verantwortung eines jeden Einzelnen für den Frieden, insbesondere natürlich im Einsatzland!“

So einfach die Idee war, so schwer war auch die Umsetzung: Ein kleines Licht in verschiedenen Militärmaschinen über mehrere Staatsgebiete zu fliegen ist eine echte Herausforderung. Gelungen ist sie letztendlich nur mithilfe des Engagements und der Expertise einiger Soldaten aus den Reihen der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) am Standort Köln/ Wahn. Ihnen sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

(Text: Stefan Dengel, Foto: Yvonne Lange-Dengel)



Von links: Geschäftsführer der Aktion Kaserne Stefan Dengel, Militärdekan Paul Hauser, Oberstleutnant Dirk Junker, Brigadegeneral Helmut Schütz

als Sinnbild der Hoffnung und des Mutes zu leuchten.“

Das „Friedenslicht aus Bethlehem“ wird seit 1989 in der Geburtsgrötte in Bethlehem entzündet und von den Pfadfinderinnen und Pfadfindern weltweit nicht nur in Kirchen, sondern auch in soziale Einrichtungen, Krankenhäusern, Schulen usw. gebracht. Dieses Jahr steht die Aktion unter dem Motto: „Mit Frieden gewinnen alle“. Weitere Informationen über die Aktion und auch Termine von Aussendungsgottesdiensten in Ihrer Heimat finden Sie unter www.friedenslicht.de

Die Idee, das Friedenslicht auch an die Soldatinnen und Soldaten im Einsatz zu überbringen, stammt von der „aktion kaserne“. Dies ist eine Initiative der Mitgliedsverbände im Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) für junge Soldatinnen und Soldaten. „Da im BDKJ auch Pfadfinder/-innenverbände sind, kamen wir im letzten Jahr auf die Idee, dieses Licht als Zeichen des Friedens auch an die Soldatinnen und Soldaten im Einsatz zu

GKS Bereich West

Die Zukunft im Blick

Bereichskonferenz Bereich West als Familienwochenende mit Workshop

Wie können wir die Arbeit der GKS im Bereich West noch besser machen? Diese Frage stand im Mittelpunkt der zweiten Bereichskonferenz im Jahr 2012, die als Familienwochenende mit Workshop im Tagungshaus des Erzbistums Köln Maria in der Aue in Wermelskirchen stattfand. 16 Funktionsträger des Bereiches West waren teilweise mit ihren Familien der Einladung des Bereichsvorsitzenden, Oberstleutnant Albert Hecht gefolgt. Um ihnen neue Impulse zu geben, hatte der Bereichsvorstand Referenten eingeladen, deren Vorträge zum Nachdenken anregen sollten. Mit Militärdekan Schnettker, dem geistlichen Beirat des Bereiches West, stand gleich zu Beginn ein Referent zur Verfügung, der einige interessante, aber auch gewagte Thesen in den Raum stellte. So schlug Schnettker vor, dass sich die GKS in Zukunft auf Themenbereiche fokussieren sollte, die derzeit durch die Militärseelsorge noch nicht bearbeitet werden. „Durch die praktische Anwendung der Grundsätze der GKS könnten manche Bereich mit Leben gefüllt werden, die dazu führen, dass die GKS weitere Alleinstellungsmerkmal hat.“, begründete Schnettker seine Idee. So nannte er beispielsweise die Erarbeitung von Antworten auf die Sinnfrage nach Einsätzen der Bundeswehr als eine Möglichkeit, die zukünftig eine immer stärkere Rolle spielen wird. „Viele Soldaten, aber auch deren Angehörige fragen sich häufig nach dem Sinn des Einsatzes. Wenn es dann noch zu Situationen kommt, in denen Konsequenz der Einsatz einer Waffe steht, oder Soldaten Schaden nehmen, wird dieser Punkt immer prekärer“, so Schnettker über die Erfahrungen aus seiner täglichen Arbeit. Neben diesem Punkt nannte Schnettker aber auch die bessere Vernetzung innerhalb der Militärseelsorge als einen Bereich, dessen Bedeutung in den nächsten Jahren weiter zunehmen wird. „Nicht mehr jeder wird alles machen können. Hier gilt es, seine eigenen Kernkompeten-

zen zu finden und sich in der täglichen Arbeit auf diese zu konzentrieren“, unterstrich Schnettker die Bedeutung seiner Aussagen.

Unter dem Motto „Tue Gutes, aber rede und schreibe auch darüber“ hatte OStFw Stefan Radermacher seinen Vortrag über effektive Pressearbeit im kirchlichen Umfeld gestellt. So stellte er u.a. dar, wie die Zusammenarbeit mit den regionalen Presseorganen aussehen kann und wie der optimale Pressebericht über eine Veranstaltung der GKS gestaltet sein soll. „Halten sie engen Kontakt mit den Pressevertretern ihres Einzugsbereiches.“, betonte Raderma-



Der Vorsitzende des Bereiches West, Oberstlt Albert Hecht (links) mit dem Fachstellenleiter der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung, Martin Oster

cher nochmal zum Ende seines Vortrages. „Pressearbeit ist Netzwerkarbeit“, gab er den Teilnehmern für die Zukunft mit auf den Weg.

Ein Thema, dass den Kreisvorsitzenden häufig unter den Nägeln brennt, wurde am Nachmittag des Samstages behandelt. Der Haushaltsbeauftragte und der Webmaster, OStFw a.D. Johann Schacherl u. OStFw a.D. Hubert Berners stellten den Teilnehmern der Bereichskonferenz die Grundlagen zur Abrechnung von Intensivmaßnahmen und die dazu verfügbaren Hilfsmittel vor. Schacherl nutzte die Chance, die Qualität der Abrechnungen des Bereiches West zu loben. „Es gibt sicherlich an der einen oder anderen Stelle noch Optimierungspotential. Aber insgesamt bleibt festzustellen, dass Sie auf einen guten Weg sind.“, ermutigte Schacherl die Anwesenden. Welche Funktionalitäten das als Hilfsmittel für Abrechnungen entworfene Programm bietet, erläuterte OStFw a.D. Berners. So werden mit der Version 2012 weitere Funktionalitäten aufgenommen, die durch die Nutzer als hilfreich genannt worden waren. „Ich bin bei der Weiterentwicklung dieses Programmes auf Ihre

Mithilfe angewiesen.“, appellierte Berners an die Zuhörer, ihn über festgestellten Optimierungsbedarf in Kenntnis zu setzen.

Neben der inhaltlichen Arbeit für die Mandats- und Funktionsträger hatte der Bereichsvorstand aber auch Wert darauf gelegt, den Familienangehörigen ein ansprechendes Programm zu bieten. So fand für die Kinder und Jugendlichen, neben der obligatorischen Betreuung am Samstag eine theoretische und praktische Einweisung ins Geocaching statt. Mit Hilfe der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS) konnte hierfür ein versierter Dozent verpflichtet werden. Waren die Jugendlichen anfänglich noch skeptisch, stand ihnen am Nachmittag die Begeisterung förmlich ins Gesicht geschrieben. Wussten die Mütter ihre Kinder in dieser Art der Betreuung gut aufgehoben, konnten sie den parallel angebotenen Ausflug nach Köln entspannt genießen. Nicht nur die rund um den ersten Advent eröffneten Weihnachtsmärkte, auch der Dom und sein Umfeld boten viele Möglichkeiten zum kurzweiligen Zeitvertreib. Um an diesem für die Funktionsträger sicherlich sehr arbeitsintensiven Tag auch noch gemeinsame Zeit als Familie verbringen zu können, stand der Abend ganz im Zeichen der Begegnung. Das für den Bereich West obligatorische Bingo schaffte es auch diesmal wieder, alle großen und kleinen Mitspieler in seinen Bann zu ziehen.

Der Sonntag stand dann ganz im Zeichen des Starts in die Adventszeit. Mit Militärfarrer Andreas Temme zelebrierte ein alter Bekannter der GKS den Familiengottesdienst. Dabei verstand er es wieder gut, alle Anwesenden in die Gestaltung der Liturgie mit einzubinden und den Gottesdienst zu einen Erlebnis werden zu lassen. Im Anschluss trug Martin Oster, der Fachstellenleiter Entwicklung und Beratung der KAS, zum Angebot der KAS vor. Oster stellte die verschiedenen Angebote vor, die bei Bedarf abgerufen werden können. „Wir wollen uns in den nächsten Jahren verstärkt als Dienstleister der Militärseelsorge anbieten. Dennoch werden wir auch eigene Aktivitäten entwickeln, wie moderne Freizeitaktivitäten für Soldaten aussehen können“, beschrieb Oster die derzeit laufenden Aktivitäten. Weiter stellte er heraus, dass GKS und KAS zwei starke Partner sind, die voneinander profitieren können.

Dass der Bereich West mit dieser Art der Bereichskonferenz ganz den Geschmack der Teilnehmer gefunden hatte, wurde bei der Abschlussrunde deutlich. So machten die Anwesenden deutlich, dass sie viele gute und neue Informationen zur Gestaltung der Arbeit in den Kreisen mitgenommen haben. Gleichzeitig wurde der Wunsch geäußert, diesen Weiterbildungsaspekt auch bei den Planungen der Konferenzen für das Jahr 2013 zu berücksichtigen. „Wir wollen auch weiterhin Vordenker sein, damit wir auch zukünftig Arbeit machen, die bei den Soldaten ankommt.“, fasste der Bereichsvorsitzende Oberstleutnant Albert Hecht, das Wochenende zusammen. □

(Text und Foto: Andreas Quirin)

GKS-Kreis UniBw München

Kirche im Sozialismus

Am Mittwoch, den 23. Januar 2013 führte der GKS-Kreis UniBw München ein Kamingespräch unter diesem Thema durch. Referenten des Abends waren Miloslav Kardinal Vlk, emeritierter Erzbischof von Prag und der emeritierte Bischof von Erfurt, Joachim Wanke. Zu Beginn seiner Ausführungen bemerkte Kardinal Vlk, dass die Schilderung von persönlichen Erlebnissen wesentlich besser sei



Bei den Fragen der Zuhörer hielt es Miloslav Kardinal Vlk (links) nicht auf seinem Sessel. In der Mitte der Moderator Leutnant Philipp Weber, rechts der emeritierte Bischof von Erfurt, Joachim Wanke, der zweite Referent an diesem Abend.

als einfache Vorlesungen. Die Authentizität einer persönlich erlebten Zeit sei durch nichts zu ersetzen. Bischof Wanke könne seine Schilderung perfekt ergänzen, denn grade auf dem theologischen Gebiet waren Tschechien (damals noch Tschechoslowakei) und die DDR eng verbunden, allerdings etwas einseitig. Die ehemalige DDR war für Tschechien wichtig, denn das kommunistische Regime in Prag hatte die Priesterseminare geschlossen und es gab keinen Verlag für theologische Bücher. Somit waren die theologische Fakultät in Erfurt und der St. Benno Verlag in Leipzig für die katholische Kirche Tschechiens sehr wichtig. Da größere Versammlungen in Tschechien verboten waren, traf man sich in Erfurt. Die Situation der Kirche im Kommunismus sei im Westen nicht vermittelbar und vorstellbar gewesen, denn so führte Kardinal Vlk aus, Kommunismus müsse man erlebt haben. Dass der Kommunismus so schnell gesiegt habe, sei nicht verwunderlich sagte der Kirchenmann, denn die Sowjetunion war die Siegermacht gewesen und die akademische Intelligenz beschäftigte sich mit sozialen Belangen. Nach dem „Putsch“ 1948 regierte die Kommunistische Partei allein und durchsetzte die Institutionen mit ihren Kadern. Nachdem man vergeblich versuchte, die Kirchen für sich zu gewinnen, bekämpfte man sie. Zuerst habe man es mit Agitation und Verleumdung probiert und nachdem dies nicht den gewünschten Erfolg brachte, zwang man die Kirche in den Untergrund. Dies hatte zur Folge, dass man die offizielle Kirche überwachte und knebelte, aber die Kirche im Untergrund habe sich der Beeinflussung durch die Partei entzogen. Man habe durch den Staat belastete Priester mit früheren Verbindungen zum Nationalsozialismus als Bischöfe eingesetzt und so das Vertrauen der Gläubigen in die Hirten zerstört. Durch ein Besuchsverbot für die Pfarrhäuser sowie das Verbot, sich außerhalb der Kirchen zu versammeln, habe man erfolgreich ein Gemeindeleben unterbunden, führte Kardinal Vlk aus. Ordensgemeinschaften seien zerschlagen worden und durch Schauprozesse die Glaubwürdigkeit untergraben, denn – so der Kardinal – die Lüge sei ein wichtiges Instrument im Kommunismus gewesen. Eine einzige Fakultät, die vom Staat gesteuert worden sei, war die Möglichkeit, stromlinienförmige Priester auszubilden, deshalb sei Erfurt so wichtig gewesen.

Als er Abitur machte, war ihm das Studium verwehrt worden, da er in keiner kommunistischen Vereinigung war. Deshalb sei er zuerst in der Fabrik gewesen, habe dann Wehrdienst absolviert und erst 1964 die Priesterweihe erhalten. Ein Hauptgrund für den Niedergang der Katholischen Kirche in Tschechien sah Kardinal Vlk in der Tatsache, dass die tschechoslowakischen Bischöfe noch Anfang der 50er Jahre dachten, der Kommunismus sei nur eine kurze Episode. Nachdem er sich als Priester ab 1964 dem Kommunismus immer noch verweigerte, wurde er zuerst strafversetzt und letztendlich wurde ihm die staatliche Lizenz als Pfarrer entzogen. Um nicht in einer Fabrik eingesperrt (und kontrollierbar) zu sein, entschloss er sich, als Fensterputzer in den Straßen Prags sein Geld zu verdienen, denn staatlich verordnet musste jeder eine Arbeit haben. So sei es ihm gelungen, in den Straßen die Beichte abzunehmen und als ihm die staatliche Überwachung auf die Spur gekommen war, verlegte er seinen „Beichtstuhl“ in die Räumlichkeiten des Amtsgerichtes. Dies seien seine persönlichen Erfahrungen mit den Kommunisten, die auch erklären können, warum man 1990 nach der Wende die Möglichkeiten gar nicht nutzen konnte, weil die „echten“ Priester einfach fehlten. Seine größte Erfahrung während dieser ganzen Jahre des Elends war: Gott ist mir nah! Und diese Erfahrung habe ihm das Überleben sehr erleichtert, schloss Kardinal Vlk seinen Teil der Erfahrungen.

Der ehemalige Bischof aus Erfurt Joachim Wanke ergänzte aus seiner Sicht, wie es in der ehemaligen DDR aussah. Er schilderte, dass die Parteiführung sich derart im Fokus der westlichen Presse gesehen hätte, dass man nicht so streng wie in der Tschechoslowakei gegen die Kirche vorgegangen sei. Deshalb habe man etwas mehr Freiheiten gehabt. So wäre die katholische Kirche in den sozialen Diensten aktiv gewesen und habe Kindergärten unterhalten, allerdings auf dem Stand von 1945. Dafür habe man Gott und die Religiosität aus der Öffentlichkeit und aus dem Bildungssektor herausgedrängt, schilderte Bischof (em) Wanke. Das ganze gesellschaftliche Leben sei vielfältig gewesen, man dürfe das Nachlassen der Religiosität nicht monokausal sehen, erklärte der frühere Erfurter Bischof. Es sei schwer, den heutigen, unwissenden Bürgern dies zu erklären. Es sei eben nicht „karrierefördernd“ gewesen, wenn man sich den Ersatz-Kulthandlungen wie Jugendweihe entzogen hätte. Es habe in der DDR nur wenig militante Atheisten gegeben, führte Joachim Wanke weiter aus, aber genauso wenig wie echte Kommunisten. Wäh-



Unter den Zuhörern war auch der emeritierte Erzbischof von München und Freising, Friedrich Kardinal Wetter (zweiter von rechts). Links daneben der tschechische Generalkonsul München Josef Hlobil sowie der Militärfarrer Neubiberg, Dr. Jochen Folz.

rend früher das Bestreben der Regierung gewesen sei, die Religion aus dem Leben der Bürger rauszudrängen, hieße es jetzt bei den Nachfolgeorganisationen, Religion mache unfrei. Hier müsse man ansetzen, meinte der emeritierte Bischof, man müsse ein Selbstbewusstsein aus dem Evangelium heraus entwickeln, denn das Evangelium mache frei und gebe dem Leben der Gläubigen Kontur. Jeder Christ sei ein kleines Leuchtzeichen, auch am Beispiel der Bundeswehr, wo Christen in Führungspositionen ein Beispiel geben würden.

Nach dem Dank des Moderators an die beiden Zeitzeugen, standen diese den Zuhörern zur Verfügung. Die ersten Fragen bezogen sich auf Kardinal Tomášek¹ sowie auf die „geheimen Priester“ von denen einige verheiratet gewesen sein sollten. Kardinal Vlk führte aus, dass durch das Verbot der Rückkehr des Prager Kardinals Beran 1965 durch die Regierung sei Tomášek zum Administrator der Prager Erzdiözese ernannt worden, er stand immer im Verdacht der Zusammenarbeit mit den staatlichen Stellen. Dieses ließ sich aber nie beweisen, äußerte Kardinal Vlk. Die Unterdrückung der Kirche führte dazu, dass schon Pius XII. die Bischöfe aufgefordert hatte, für den Fall ihrer Verhaftung für Nachfolger zu sorgen. So wurden Priester im Geheimen geweiht, die – damit sie nicht auffielen – dann auch Ehen geschlossen hätten. Ebenso sei es zu Bischofsweihen im Geheimen gekommen, wie die Weihe von Bischof Davidek² 1967, da man befürchtete, nach einem Eingreifen der Sowjetunion in den Prager Frühling

würden die Würdenträger nach Sibirien verbannt. Diese Weihen sein gültige Weihen, führte Kardinal Vlk aus. 1993 habe man dann zu einer Re-Organisation gegriffen, die unter anderem dazu führte, dass die verheirateten Priester in der orthodoxen katholischen Kirche aufgenommen wurden. Er selbst habe in diesem Jahr 1993 einen Brief an alle Priester geschrieben, die mit den staatlichen Stellen zusammengearbeitet hätten, erzählte Kardinal Vlk, ca. 10 % seien zu einem persönlichen Gespräch gekommen, davon seien nur ganz wenige überzeugte Mitarbeiter der staatlichen Dienste gewesen.

Die nächsten Fragen bezogen sich darauf, wie und wovon er denn wirtschaftlich gelebt hätte in dieser Zeit und man bat um einen Vergleich des Einflusses der Politik in der früheren Tschechoslowakei und dem jetzigen China. Der ehemalige Prager Erzbischof antwortete, dass man die Frage nach dem wirtschaftlichen Überleben nicht mit heutigen Maßstäben messen dürfe. Durch das Leben in der Gemeinschaft (Fokolar-Bewegung³) konnte der Priester, der im Untergrund wirkte, überleben. Schließlich sei ja 1949 alles entschädigungslos enteignet worden und die Finanzen seien seitdem durch den Staat geregelt worden. Bischof Wanke ergänzte, die offizielle Kirche wurde als Instrument des Staates angesehen. So wie es in China – von nur wenige Informationen nach außen kämen – eine staatliche Kirche gäbe, in der der Staat die Priester und Bischöfe ernannte, würde sich dann ein Kirche im Untergrund entstehen. Diese könne aber dann nicht vom Staat kontrolliert werden. Durch den Blick der Katholischen Kirche nach Rom als Sitz der Weltkirche entstünde gerade in totalitären Staaten der Eindruck, die Kirche würde vom Ausland gesteuert und damit auch die gläubigen Staatsbürger. Alle diese Dinge müssten im Zusammenhang gesehen werden, denn es gäbe keine monokausale Erklärung – schon gar nicht, wenn es wie hier um das Wirken Gottes gehe.

Diese auch als Josephinismus⁴ bekannte Phänomen habe der Kommunismus zur Perfektion erhoben, erklärte Kardinal Vlk. Die falsch begründeten Ideologien des zwanzigsten Jahrhunderts – Kommunismus gleich Klassenkampf, Nationalsozialismus gleich Rassenkampf – seien gescheitert, da der Hass gegen die Natur des Menschen sei. Die Kirche sei Gottes Tatsachen in den Händen der Menschen, erklärten die Zeitzeugen zum Schluss dieser interessanten Veranstaltung. In kleiner geselliger Runde war dann Gelegenheit für alle Zuhörer sich direkt an Miloslav Kardinal Vlk und Bischof (em) Joachim Wanke zu wenden. □

(Text und Fotos: Bertram Bastian)

1 František Kardinal Tomášek (1899 – 1992), Priesterweihe 1922, 1938 Promotion in Theologie an der Fakultät in Olmütz, 1949 von Bischof Matocha geheim zum Weihbischof ernannt, ernannte ihn 1965 Papst Paul VI. zum Administrator der Erzdiözese Prag, 1977 wurde er Erzbischof von Prag, 1976 von Papst Paul VI. „in pectore“ (geheim) ins Kardinalskollegium aufgenommen, trat er 1991 von seinem Amt zurück.

2 Felix Maria Davidek (1921 – 1988), Priesterweihe 1945, von 1950 bis 1964 inhaftiert, 1967 im Geheimen zum Bischof geweiht; umstritten, da er seine Generalvikarin zur Priesterin weihte

3 Fokolar-Bewegung; 1943 von Chiara Lubich in Trient gegründet und leitet sich ab vom Wort focolare (ital) = Herd. Eine Anspielung auf den Herd in den frühen Bauernhäusern, um den sich die Familie versammelte, soll auf Geborgenheit und Wärme in einer Familie hinweisen. Auf deutsch: Werk Mariens ist die Bewegung seit 1962 (durch Johannes XXIII.) approbiert.

4 Josephinismus; (abgeleitet von Joseph II. Kaiser von Österreich), das Ziel des Josephinismus war die völlige Unterordnung der Kirche unter die Staatsgewalt. Joseph II. schaffte die Abhängigkeit der Bischöfe von der päpstlichen Autorität ab, und durch einen Pfllichteid band er die Bischöfe an den Staat. Bis ins kleinste Detail wie zum Beispiel Zahl und Länge der Kerzen, griff der Staat in die kircheninternen Dinge ein.



Termine für das Laienapostolat in der Kath. Militärseelsorge



2013 Allg. Termine u. Bundesebene

- 19.01. Vorstand Katholikenrat, Berlin
- 19.01. geschäftsführender Bundesvorstand, Berlin
- 19.01. Empfang Militärgeneralvikar, KMBA
- 08.03. – 10.03. GKS Bundesvorstand, Kloster Arenberg
- 24. – 28.04. Seminar 3. Lebensphase, Nürnberg
- 01. – 05.05. Evangelischer Kirchentag, Hamburg
- 22. – 25.05. 55.Lourdeswallfahrt
- 29.05. – 02.06. Seminar 3. Lebensphase, Cloppenburg
- 07.06. – 09.06. Vorstand Katholikenrat, Hamminkeln
- 28.06. – 30.06. GKS Bundesvorstand, Fulda
- 29.07. – 03.08. Int. Jugendwoche der AKS
- 14.09. Vorkonferenz zur Woche der Begegnung
- 15.09. – 20.09. 53. Woche der Begegnung, Hamminkeln
- 16. – 20.10. Seminar 3. Lebensphase, Nürnberg
- 04. – 07.11. GKS-Akademie Oberst Korn, Fulda
- 08. – 09.11. Vorstand Katholikenrat, Berlin
- 16. – 17.11. GKS Bundesvorstand, Bonn
- 29.11. Verwaltungsrat

Bereichs- / Arbeitskonferenzen / Familienwochenenden

KMiLD Kiel / GKS Nord / Küste

15.03. – 17.03. Erkner

KMiLD Erfurt (Berlin) / GKS Mitte

15.03. – 17.03. Erkner

KMiLD Mainz / GKS West

- 10.05. – 12.05. Bereichskonferenz, Wermelskirchen
- 27.09. – 29.09. DAK, Ort wird noch bekannt gegeben
- 29.11. – 1.12. Bereichskonferenz, Wermelskirchen

KMiLD München / GKS Süd

- 08.03. – 10.03. Kloster Roggenburg
- 11.10. – 13.10. Ferienhaus Lambach

Arb.Konf. Bereich Ausland

19.04. – 23.04. El Paso (Texas)

GKS-Sachausschüsse

SA „Innere Führung“

12. – 14.07. Sitzung in Berlin (mit SF)

SA „Sicherheit und Frieden“

- 15.02. Sitzung in Bonn
- 12.04. Sitzung in Bonn
- 12. – 14.07. Sitzung in Berlin (mit IF)
- 25.10. Sitzung in Bonn

SA „Internationaler Sachausschuss“

Bei Redaktionsschluss keine Termine bekannt

Vorschau 2014

- 18.01. Vorstand Katholikenrat, Berlin
- 18.01. geschäftsführender Bundesvorstand, Berlin
- 18.01. Empfang für organisiertes Laienapostolat, Berlin
- 14. – 20.05. 56. Int. Soldatenwallfahrt nach Lourdes
- 14. – 18.05. Seminar 3. Lebensphase, Nürnberg
- 28.05. – 01.06. 99.Katholikentag, Regensburg „mit Christus Brücken bauen“
- 02. – 06.07. Seminar 3. Lebensphase, Fulda
- 15. – 19.10. Seminar 3. Lebensphase, Nürnberg

Regionale Zuständigkeit der Katholischen Militärdekanate

KMiLD Kiel: Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein, Dienststellen im Bereich des Flottenkommandos

KMiLD Mainz: Hessen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland

KMiLD München: Bayern, Baden-Württemberg

KMiLD Erfurt: Berlin, Brandenburg, Thüringen, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Bremen, Niedersachsen

VERWENDETE ABKÜRZUNGEN: **BK** – Konferenz der GKS im Bereich ..., **BuKonf** – Bundeskonferenz der GKS, **BV GKS** – Bundesvorstand der GKS, **DAK** – Dekanatsarbeitskonferenz im Bereich..., **GKMD** – Gemeinschaft der kath. Männer Deutschlands, **IS** – Internationaler Sachausschuss, **IThF** – Institut Theologie und Frieden, Hamburg, **KMiLD** – Kath. Militärdekanat, **MGV** – Militärgeneralvikar, **SA InFü** – Sachausschuss »Innere Führung«, **SA S+F** – Sachausschuss »Sicherheit und Frieden«, **WB** – Wehrbereich, **WdB** – Woche der Begegnung, **KR** – Katholikenrat beim Militärbischof, **VV ZdK** – Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.



Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen der GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit mehr als 40 Jahren begleitet.



Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint viermal im Jahr.

Hrsg.: GKS, Am Weidendamm 2,
10117 Berlin
www.katholische-soldaten.de

Redaktion: verantwortlicher Redakteur
Bertram Bastian (BB),
Rainer Zink (RZ), Oberstlt a.D., Redakteur

Zuschriften: Redaktion AUFTRAG
c/o Bertram Bastian,
Alter Heerweg 104, 53123 Bonn,
Tel: 0177-7054965, Fax: 0228-6199164,
E-Mail: redaktion-auftrag@kath-soldaten.de

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Namensartikel werden allein vom Verfasser verantwortet. Nicht immer sind bei Nachdrucken die Inhaber von Rechten feststellbar oder erreichbar. In solchen Ausnahmefällen verpflichtet sich der Herausgeber, nachträglich geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.

Layout: VISUELL, Aachen
Druck: MVG Medienproduktion
Boxgraben 73, 52064 Aachen
Überweisungen und Spenden an:
GKS e.V. Berlin, Pax Bank eG Köln,
BLZ: 370 601 93, Konto-Nr.: 1 017 495 018.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von EUR 10,- an den ausliefernden Verlag.

ISSN 1866-0843